

CHOREGIA

MÜNSTERSCHE GRIECHENLAND-STUDIEN

HEFT 5

DEUTSCH-GRIECHISCHE BEGEGNUNGEN
SEIT DER AUFKLÄRUNG

HERAUSGEGEBEN VON
HORST-DIETER BLUME UND CAY LIENAU

MÜNSTER 2007

ISBN 3-934017-08-8

COPYRIGHT 2007 BY VERLAG C. LIENAU

ZUMSANDESTRAÙE 36, 48145 MÜNSTER

REDAKTION UND TECHNISCHE HERSTELLUNG:

HORST-DIETER BLUME, GERASIMOS KATSAROS, CAY LIENAU

PRINTED IN GERMANY

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Inhalt

Vorwort

Kjeld Matthiessen: Von Erasmus bis Nietzsche. Anfänge und Entwicklung des Griechischen als Universitätsfach in Deutschland.	5
Ernst Ribbat: Griechische Schönheit als erotisches Idol. Iphigenie, Helena, Venus.	37
Reinhard Senff: Von der Entdeckungsreise zur wissenschaftlichen Forschung. Deutsche Archäologen in Griechenland.	47
Ekaterini Kepetzi: „Griechenland ... ist gräulich schön“ – Carl Rottmanns Griechenland-Rezeption.	65
Gerhard Emrich: Mozart auf der Reise nach ... Zu Alexis Panselinos' Roman Zaide oder Das Kamel im Schnee.	91
Günter S. Henrich: Leipzig und die neueren Griechen.	105
Ismene Deter: Kandidaten für das neue Hellas. Prinz Philipp von Hessen-Homburg und der griechische Thron.	123
Cay Lienau: Vom Gastarbeiter zum Gastwirt. Die griechische Arbeitsmigration –deutsch-griechische/griechisch-deutsche Begegnungen.	149
Georgios Makris: Die Brücke von Rion.	169
Inhalt der Choregia-Hefte 1-4	179
Anschriften der Autoren	182

Vorwort

Das vorliegende Heft enthält die überarbeiteten Fassungen der Vorträge, die anlässlich des 11. Griechenland-Seminars gehalten wurden, das alljährlich von der Arbeitsstelle Griechenland an der Universität Münster in Verbindung mit der Deutsch-Griechischen Gesellschaft und dem Förderverein ‚Der Chorege‘ durchgeführt wird. Das Seminar fand am 25. und 26. Februar 2006 im Humboldtthaus der Universität Münster statt. Es stand unter dem Thema ‚**Deutsch-griechische Begegnungen seit der Aufklärung**‘, das die Verfasser der neun Beiträge unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten beleuchten. Die dargestellten Begegnungen sind Ausschnitte aus einer Vielzahl von deutsch-griechischen oder griechisch-deutschen Begegnungen, die in den vergangenen Jahrhunderten stattfanden und die die Gesellschaften beider Länder nachhaltig beeinflusst haben.

Im 18. Jahrhundert setzte in Deutschland die Rezeption des antiken Griechenlands auf breiter Basis ein. Der Beschäftigung mit der (alt)griechischen Sprache und Literatur, der Kunst und Kultur des antiken Griechenland wurde an den deutschen Universitäten eine herausragende Stellung eingeräumt, so dass sich nach dem Muster der Klassischen Philologie nach und nach auch die übrigen philologischen Disziplinen entwickelten (Matthiessen). – Die von Johann Joachim Winckelmann mit seiner ‚Geschichte der Kunst des Altertums‘ (1764) begründete archäologisch-kunstgeschichtliche Forschung erfuhr im späteren 19. Jahrhundert ihre institutionelle Etablierung; damals wandelten sich die Ausgrabungen, sehr zum Vorteile des jungen griechischen Staates, von einer Schatzsuche zu einer streng wissenschaftlich betriebenen Technik. An der vorbildlichen Dokumentierung griechischer Grabungsstätten und Museen haben deutsche Archäologen und das Deutsch Archäologische Institut (DAI) mit seiner 1874 gegründeten Abteilung in Athen maßgeblichen Anteil (Senff). – Andererseits prägten die wieder entdeckten griechischen Dichter unübersehbar auch die deutsche Literatur zumal der Klassik und Romantik. Johann Wolfgang von Goethe nimmt dabei eine herausragende Stellung ein (Ribbat).

Die Messestadt Leipzig war seit jeher ein Zentrum deutsch-griechischer Begegnungen. Hier hatten sich griechische Kaufleute und Händler niedergelassen und von hier aus wurden Druckwerke griechischer Intellektueller in alle Welt verbreitet lange bevor der moderne griechische Staat entstand. Das im Zweiten Weltkrieg zerstörte sog. Griechenhaus war Mittelpunkt der in Leipzig lebenden Griechen (Henrich). – Die Staatswerdung Griechenlands nach dem Freiheitskrieg in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erwies sich als kein leichter Prozess. Im Poker der Großmächte gelangte der junge Wittelsbacher Prinz Otto erst nach dem Ausscheiden und dem Verzicht mehrerer anderer Kandidaten auf den Thron Griechenlands. Einer von ihnen war Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der zur Diskussion als König des neu geschaffenen Staates gestanden hatte (Deter). – Unter dem Vater des jungen griechischen Königs Otto, König Ludwig I von Bayern, blühte München zum ‚Isar-Athen‘ auf, wo griechische Themen - einmal abgesehen von der Mythologie - Eingang auch in die Malerei fanden, so in den berühmten Fresken-Zyklus von Karl Rottmann. Dieser war 1834/35 im Auftrage von Ludwig I nach Griechenland, in dem sein Sohn Otto als König residierte, gereist, um das Land zu porträtieren. Seine Auseinandersetzung mit dem Land, aus dem er in zahlreichen Briefen berichtet, ist vielschichtig und komplex (Kepetzis). – Schließlich führte die Anwerbung griechischer Gastarbeiter im aufstrebenden Nachkriegsdeutschland zur Begegnung von Deutschen und Griechen von allergrößter Nachhaltigkeit. Es blieben nicht nur viele Griechen, die damals nach Deutschland gekommen waren, im Land und fanden dort eine neue Heimat ; auch viele in ihre Heimat Griechenland zurückgekehrte Gastarbeiter hielten und halten vielfach noch enge Verbindung mit dem Land, in dem sie Jahre lang gelebt und gearbeitet hatten (Lienau).

Es bestand kein Anlass, das Thema allzu eng zu fassen. So findet die fiktive Reise Mozarts, oder besser gesagt: seine Flucht, von Triest ins osmanische Griechenland, wie sie der abenteuerliche Roman von Alexis Panselinos schildert, einen angemessenen Platz (Emrich), ebenso wie die Würdigung der einzigartigen Ingenieurleistung beim Bau der Charilaos-Trikoupis-Brücke über den Golf von Korinth. Dieser Beitrag von Georgios Makris beschließt das Heft, denn

welches schönere Symbol für Begegnungen ließe sich wohl finden als eine Brücke?

Unser herzlicher Dank gilt wiederum Anastasios Katsanakis für die Organisation des Seminars sowie der Alexander S. Onassis Public Benefit Foundation (Athen) für ihre überaus großzügige Unterstützung der Griechenland-Studien in Münster.

Münster, im Januar 2007

Horst-Dieter Blume und Cay Lienau

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

**Von Erasmus bis Nietzsche.
Anfänge und Entwicklung des Griechischen als
Universitätsfach in Deutschland**

Kjeld Matthiessen, Lübeck

Als seit dem 12. Jh. zuerst in Italien, Frankreich und England und dann, seit dem 14. Jh., auch in Deutschland Universitäten gegründet wurden (Prag 1348, Heidelberg 1385, Köln 1388), waren diese Hochschulen zunächst noch ganz und gar lateinischsprachig. Unterrichtssprache und auch Umgangssprache war Latein, und es galt der Spruch „Graeca non leguntur.“ (Griechisches liest man nicht.) Wenn, insbesondere für die Rezeption des Aristoteles durch die Scholastiker, Übersetzungen des Originaltextes erforderlich wurden, eigneten sich einzelne Gelehrte die hierfür nötigen Griechischkenntnisse kurzfristig an, man begnügte sich aber, sobald der Übersetzungsprozess einmal abgeschlossen war, mit den Übersetzungen und ließ das Griechische dann wieder völlig beiseite.

Im Italien des 14. und 15. Jh. erwachte mit der beginnenden Renaissance das Interesse an der klassischen römischen und zugleich auch an der griechischen Sprache und Literatur. Man las damals mit ganz neuen Augen bei Horaz (Ars poetica 268-9): „Vos exemplaria Graeca | nocturna versate manu, versate diurna.“ (Die griechischen Vorbilder sollt ihr studieren bei Nacht und bei Tage.) Und man las diesen Befehl nicht nur, sondern versuchte ihn auch zu befolgen. Dazu brauchte man allerdings erstens die Texte und zweitens die Kenntnis der Sprache. Die ersten altgriechischen Texte tauchen am Hof der Päpste in Avignon um 1350 auf, dazu Griechen sowohl aus dem zur Westkirche gehörigen, aber damals zum Teil noch griechischsprachigen Süditalien und auch aus dem Mutterland, die Sprachkenntnisse vermitteln konnten. Von dem „ersten Humanisten“

Francesco Petrarca (1304-74), der längere Zeit in Avignon lebte, wissen wir, dass er stolz war, einen Homer zu besitzen. Er konnte ihn aber noch nicht lesen. Dagegen wissen wir von dem nur wenig jüngeren Giovanni Boccaccio (1313-75), dass er versucht hat, griechische Dichter zu lesen und zu verstehen. Um 1396 begann Manuel Chrysoloras an der Universität Florenz Griechischunterricht zu erteilen. Im 15. Jh. erwachte in dem dortigen Kreis von Humanisten um Marsilio Ficino, Pico della Mirandola und Angelo Poliziano das Interesse an der platonischen Philosophie, und es begann das große Sammeln griechischer Handschriften, besonders durch die Medici und durch den Kardinal Bessarion, das zu den reichen Beständen geführt hat, die sich jetzt in den Bibliotheken von Florenz und Venedig finden. Aldus Manutius (1449-1515) begann in Venedig mit den Erstdrucken griechischer Texte um 1490.

Zu dieser Zeit drang die humanistische Erneuerung des Studiums der Griechen auch nach Deutschland und fand dort Eingang in den Universitäten. Ihre ersten großen Vertreter sind **Erasmus von Rotterdam (1467-1536)** und Johannes Reuchlin (1455-1522).

Erasmus hatte die Anfangsgründe des Griechischen 1496 in Paris gelernt, seine Sprachkenntnisse 1497 in England vertieft und 1498, wieder in Paris, weiter vervollkommnet. Er war auch zeitweise (1511-14) Professor des Griechischen in Cambridge, gab diese Tätigkeit aber bald wieder auf und lebte hinfort als gelehrter Kleriker außerhalb des Universitätsbetriebs, vor allem in Basel, wo er eng mit dem Drucker Johannes Froben (1460-1527) zusammenarbeitete, und in Löwen. Durch Froben kam es zum Druck erster griechischer Texte in Deutschland ab 1491, und auch zum Druck erster Übersetzungen. Die wichtigste editorische Leistung des Erasmus ist die Ausgabe des griechischen Neuen Testaments (1516) mit lateinischer Übersetzung.

Nach einem Bericht des Humanisten Jakob Wimpfeling (1450-1528), der selber noch kein Griechisch konnte, gab es im Jahre 1495 in Deutschland insgesamt nur fünf Männer, welche die griechische Sprache beherrschten. Allerdings nur wenige Jahre später, mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, also deutlich noch v o r dem Einsetzen der Reformation, ist die humanistische Umgestaltung der Universitäten überall in Deutschland erfolgt, mit Ausnahme der noch immer von den Scholastikern beherrschten Kölner Universität. Man



Erasmus von Rotterdam (1467 – 1536)
(Quelle: www.oel-bild.de)

begnügte sich jetzt nicht mehr mit den mittelalterlichen Aristoteles-übersetzungen, sondern man griff nach neuen, besseren Übersetzungen, es wurden Professuren für Beredsamkeit und Poesie (in lateinischer Sprache) geschaffen, gelegentlich wurden auch neulateinische Dichter mit Lehraufträgen für Poesie angestellt, und es

wurden wenigstens Lektorate und bald auch Professuren für das Griechische und Hebräische geschaffen. In der Zeit zwischen 1510 und 1522 erschien in Deutschland fast jedes Jahr eine griechische Grammatik oder ein griechisches Lehrbuch. Diese Zeit ist der erste Höhepunkt der Stellung des Griechischen an den deutschen Universitäten.



Johannes Reuchlin (1455 – 1522)
(Quelle: <http://portrait.kaar.at>)

Einen wichtigen Beitrag für die Verankerung dieser Stellung hat **Johannes Reuchlin (1455-1522)** geleistet. Er stammte aus Pforzheim

und lernte sein Griechisch in den 70er Jahren als Student in Basel bei dem Griechen Andronikos Kontoblakas, also noch einige Jahre früher als Erasmus. Er war damit einer der eben erwähnten fünf Deutschen, die im Jahre 1495 schon Griechisch konnten. Reuchlin war ausgebildeter Jurist und lange als Anwalt und Richter tätig. In Italien kam er in Kontakt mit dem italienischen Humanisten Pico della Mirandola und begann dort, sich stärker für das Griechische und auch für das Hebräische zu interessieren. Dieses Interesse machte er in seinen letzten Lebensjahren zum Beruf als Universitätsprofessor des Griechischen und Hebräischen 1519 in Ingolstadt, und dann 1521-22 in Tübingen. Auf ihn gehen auch einige Ausgaben und Übersetzungen griechischer Texte zurück, die aus den Jahren 1516-1522 stammen. Uns Philologen ist Reuchlin besonders bekannt durch seine Parteinahme für die Aussprache des Altgriechischen in der Weise der zeitgenössischen Sprecher mit Griechisch als Muttersprache. Bei einem von ihnen hatte er ja auch die Sprache mitsamt der Aussprache erlernt. Noch wichtiger ist aber sein energisches Eintreten für das Hebräische und für die Erhaltung und Verbreitung der hebräisch geschriebenen jüdischen Literatur, für das er sich die Feindschaft der Scholastiker zuzog.

Die Persönlichkeit mit den größten Verdiensten für die Sache des Griechischen ist allerdings **Philipp Melanchthon** aus Bretten (1497-1560), ein Großneffe von Reuchlin. Er lernte die Anfangsgründe des Griechischen schon auf der Schule in Pforzheim bei Georg Simler und vertiefte seine Sprachkenntnisse beim Studium in Tübingen (1512-18), wo er das Glück hatte, dass sein Griechischlehrer Simler inzwischen dort zum Lektor für Griechisch avanciert war. Melanchthon wurde auf Empfehlung Reuchlins 1518 Professor der griechischen Sprache an der Universität Wittenberg. Er ging jedoch unter dem Einfluss Luthers, dessen wichtigster Mitarbeiter er wurde, mehr und mehr zur Theologie über, während das Griechische auch durch andere Kollegen mit vertreten wurde. Von Melanchthon stammt eine grundlegende griechische Grammatik, die lange Zeit in Gebrauch blieb. Er ist dafür verantwortlich, dass in seinem Einflussbereich, also im protestantisch geprägten Nord- und Ostdeutschland und im Südwesten an den Universitäten überall wenigstens so viele Griechischkenntnisse vermittelt wurden, wie für das Verständnis des

Neuen Testaments erforderlich waren. Melanchthon und auch manche seiner Kollegen gingen allerdings weit darüber hinaus und lasen in größerem Umfang heidnische griechische Schriftsteller, und zwar nicht nur als Übungstexte zur Festigung der Spracherlernung, sondern auch wegen der Eleganz ihres Stils und wegen ihres sittlichen Gehalts. So behandelte Melanchthon Homer, Sophokles, Euripides, Thukydides, Demosthenes und im Rahmen der philosophischen Lehrveranstaltungen die Nikomachische Ethik des Aristoteles. Wir wissen auch, dass er mit seinen Studenten griechische Tragödien zur Aufführung brachte.



Philipp Melanchthon (1497 – 1560)
(Quelle: <http://portrait.kaar.at>)

Allerdings kam es im 17. Jh. zu einem Verfall der klassischen Bildung und damit auch der Griechischkenntnisse, und zwar in fast ganz Europa. Die Interessen verschoben sich erheblich. Dichtung und Prosa in der jeweiligen Muttersprache wurden immer wichtiger, und die Bedeutung des Lateinischen als Wissenschaftssprache ging zurück. Eine aufschlussreiche Zahl: Bis zum Jahre 1690 wurden auf der Buchmesse in Leipzig immer mehr Bücher in lateinischer als in deutscher Sprache angeboten. Seit 1690 überwogen jedes Jahr die in deutscher Sprache angebotenen Bücher. Daneben gewannen auch die so genannten Realien, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Geographie, Rechts- und Staatswissenschaften immer mehr an Gewicht. Nicht mehr der humanistisch gebildete Gelehrte war jetzt das Ideal, sondern der „Weltmann“. Eine Ausnahme bildete England, wo das Griechische weiter gepflegt wurde und wo auch das allgemeine Interesse am griechischen Altertum größer blieb. Hier gab es auch die ersten Homerübersetzungen in die Muttersprache von George Chapman (1610-16) und später von Alexander Pope (1715-25).

Kennzeichnend dafür, ein wie geringer Stellenwert im 17. Jh. dem Griechischen zugebilligt wurde, sind die Meinungen des großen Pädagogen der Brüdergemeinde Johann Amos Comenius (1592-1670) und des pietistischen Pädagogen **August Hermann Francke** (1663-1727). Francke war übrigens Professor für Griechisch und orientalische Sprachen an der Universität Halle. Beide, Francke und Comenius, wollten, dass der Griechischunterricht nur den künftigen Gelehrten erteilt werden sollte, insbesondere den künftigen Theologen, und dass er auf die Erlernung des neutestamentlichen Griechisch ausgerichtet werden sollte.

Die heidnische griechische und lateinische schöne Literatur interessierte weder Comenius noch Francke, ihr Studium betrachteten sie sogar als schädlich, erstens wegen des dort herrschenden Heidentums und zweitens wegen ihrer Sittenlosigkeit. Aber nicht nur die Pietisten standen der Lektüre der heidnischen Schriftsteller kritisch gegenüber, sondern auch die orthodoxen Lutheraner, die sich inzwischen weit von der humanistischen Toleranz Melanchthons entfernt hatten.



August Hermann Francke (1663-1727)
(Quelle: <http://portrait.kaar.at>)

Dass das Studium des Griechischen unter solchen Bedingungen nicht gedeihen konnte, ist nicht verwunderlich. Es wurde im 17. Jh. nur noch in kleinen Kreisen von Gelehrten, den so genannten Antiquaren, gepflegt. Oft waren es Universitätsprofessoren, oft wohlhabende Privatleute, die ihre Mußestunden mit derartigen Liebhabereien zubrachten. In Deutschland gab es nur sehr wenige Männer dieser Art, mehr waren es in England oder Holland.

So mag es überraschen, dass es bald nach 1700 zu einer Wiederbelebung der klassischen Studien und zu einem neuen Interesse

für das Griechische kam, und zwar in ganz Europa. Ich sagte schon, dass in England das Interesse an den Griechen nie ganz geschwunden war. Jetzt begann es dort erneut zu wachsen. Hierbei spielten die Gedanken des Grafen Anthony Shaftesbury (1671-1713) eine große Rolle, dessen ästhetische Schriften im Jahre 1711 erschienen, in denen die Persönlichkeit des schöpferischen Künstlers, des „zweiten Prometheus“, wie er ihn nennt, im Zentrum steht. Mit dieser Schrift beginnt der Geniekult des 18. Jh. Der Geniekult aber suchte und fand das Objekt seiner Verehrung gern bei den Griechen. Denn wenn irgendwo in der Geschichte die reinste Verkörperung des Genies zu finden war, dann dort, und zwar vor allem bei Homer, dem ersten Dichter des Abendlandes, der, wie es damals scheinen musste, keine Vorbilder hatte, sondern allein aus sich heraus dank dichterischer Inspiration seine vollkommenen Werke schaffen konnte. Auch Pindar wurde als ein derartiger genialer Dichter wahrgenommen.

In Frankreich begann man sich jetzt ebenfalls wieder für die Griechen zu interessieren, und zwar infolge einer eigenartigen Entwicklung des gesellschaftlichen Diskurses. Dort gab es seit dem Jahre 1687 eine heftige literarische Fehde, in der eine Gruppe eher unbedeutender Dichter gegen die in den antiken Poetiken, etwa an der zitierten Horazstelle, vertretene Ansicht zu Felde zog, Homer sei der unübertrefflich größte Dichter schlechthin. Vielmehr sei unter den antiken Dichtern Vergil dem Homer weit überlegen, und die französischen Dichter der eigenen Zeit seien wiederum Vergil überlegen. Das war die so genannte „Querelle des Anciens et des Modernes“. Die „Modernen“ beherrschten zunächst die öffentliche Meinung. Aber die „Querelle“ führte auch zu einem neuen Interesse an Homer, und manche, die von der höfischen und regelhaften Poesie der französischen Klassik nicht befriedigt werden konnten, wandten sich dem, wie man meinte, genialen, durch die Musen begeisterten, ohne feste Regeln dichtenden Homer zu. Homer wurde so zum Gegenbild zur französischen klassischen Literatur. Die Prosaübersetzungen der Ilias und Odyssee von Anne Dacier, der ersten klassischen Philologin (1654-1720), die ab 1699 entstanden, fielen darum auf einen fruchtbaren Boden. Eine wichtige Verstärkung der beginnenden und rasch steigenden Griechenbegeisterung wurde auch durch den Einfluss von Jean Jacques Rousseau (1712-78) bewirkt,

dessen berühmte Preisschrift von 1750 die Rückwendung zur Natur propagierte. Das wurde sogleich als ein Aufruf zur Rückwendung zu dem Volk verstanden, das nach der damaligen Auffassung am Anfang der Menschheitsentwicklung stand und darum der Natur noch am nächsten war, also zu den Griechen.

Die Griechenbegeisterung in Deutschland erreichte ihren Höhepunkt mit **Johann Joachim Winckelmann (1717-68)**. Geboren als Sohn eines Schuhmachers in Stendal, in Armut aufgewachsen, besaß er offenbar einen großen persönlichen Charme. So fand er immer wieder Förderer, von denen die ersten es ihm ermöglichten, die Lateinschule in Salzwedel zu besuchen und in Berlin bei dem damaligen Konrektor des Joachimsthalschen Gymnasiums Christian Tobias Damm (1699-1778) Griechisch zu lernen. Es gelang ihm auch, in Halle Theologie zu studieren, er strebte aber nicht ins Pfarramt, sondern versuchte sich als Hofmeister, also als Hauslehrer in wohlhabenden Familien, über Wasser zu halten. Seine bitterste Zeit war die Tätigkeit als Konrektor der Schule in Seehausen in der Altmark (1743-48), über die er später schreibt: *„Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das ABC lesen, wobei ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntnis des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus dem Homer betete.“*

Dazu muss man wissen, dass es bei den Pietisten üblich war, ein Notizbüchlein mit Bibelsprüchen bei sich zu tragen, aus denen man las, wenn man sich ins Gebet versenken wollte oder wenn man Trost suchte. Wir wissen, dass auch Winckelmann ein solches Büchlein bei sich trug, mit dem er sich manchmal tröstete. Dieses Büchlein war aber gefüllt mit Homerzitatzen. Er fiel in Seehausen auch dadurch unliebsam auf, dass er im Gottesdienst nicht der Predigt aufmerksam zuhörte, wie es Christenpflicht war, sondern Homer las. Hier kann man gut sehen, dass zumindest in der protestantischen Gesellschaft Norddeutschlands die Griechenbegeisterung in gewissem Umfang ein säkularisierter Pietismus war. Die schwärmerische Bewunderung blieb die gleiche, aber sie hatte einen neuen Gegenstand gefunden. An die Stelle von Christus waren die Griechen und besonders Homer getreten. Winckelmann, der es auch in der folgenden Zeit immer wieder verstand, sich die Unterstützung durch einflussreiche Persönlichkeiten zu verschaffen, fand eine Anstellung in Dresden als

Bibliothekar beim Grafen Bünau, wo er Gelegenheit fand, sich dem Studium der dortigen großen Sammlung von Abgüssen antiker Plastiken zu widmen. Um dieses Studium zu vertiefen, bemühte er sich um eine Anstellung in Rom.



Johann Joachim Winckelmann (1717-1768)
(Quelle: <http://portrait.kaar.at>)

Er fand einen fürstlichen Förderer, der ihm die Reise nach Rom finanzierte, und dank seiner Konversion zum Katholizismus fand er auch dort Beschäftigung als Bibliothekar bei mehreren Kardinälen und erlangte schließlich 1763 die Stellung eines Aufsehers über die antiken Kunstschatze in Rom. Winckelmann wurde zum Begründer

der Klassischen Archäologie und der Wissenschaft der Kunstgeschichte. Seine Epoche machenden Werke waren der kurze Aufsatz „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ (1756) und die große „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764). In diesen Werken postulierte Winckelmann, dass die griechische bildende Kunst in ihrer schlichten Schönheit Maßstäbe gesetzt habe, die auch noch in der Gegenwart gültig sein müssten. Sein Kernsatz war: *„Der einzige Weg, der es uns Modernen erlaubt, groß und sogar, wenn möglich, unnachahmlich zu werden, ist es, die Alten nachzuahmen.“*

Dabei ist es für ihn ganz klar, dass bei den „Alten“ nicht die Römer mitgemeint sind, sondern allein die Griechen.

Man darf allerdings nicht verschweigen, dass dieser Kernsatz Winckelmanns schon bald darauf Widerspruch erfahren hat, so von dem ebenfalls griechenbegeisterten Johann Gottfried Herder (1744-1803), dem es um die Entwicklung einer spezifisch deutschen nationalen Kultur ging und gerade nicht um die Nachahmung von noch so großen Leistungen einer anderen Kultur. Er schrieb 1769, also kurz nach Winckelmanns Tode: *„Nicht das ist ein großer Ruhm: dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, sondern das ist ein großer, seltener, beneidenswerter Ruhm: so hätte Horaz, Cicero geschrieben, wenn sie über **diesen** Vorfall, auf **dieser** Stufe der Kultur, zu **dieser** Zeit, zu **diesen** Zwecken, für die Denkart **dieses** Volkes, in **dieser** Sprache geschrieben hätten.“*

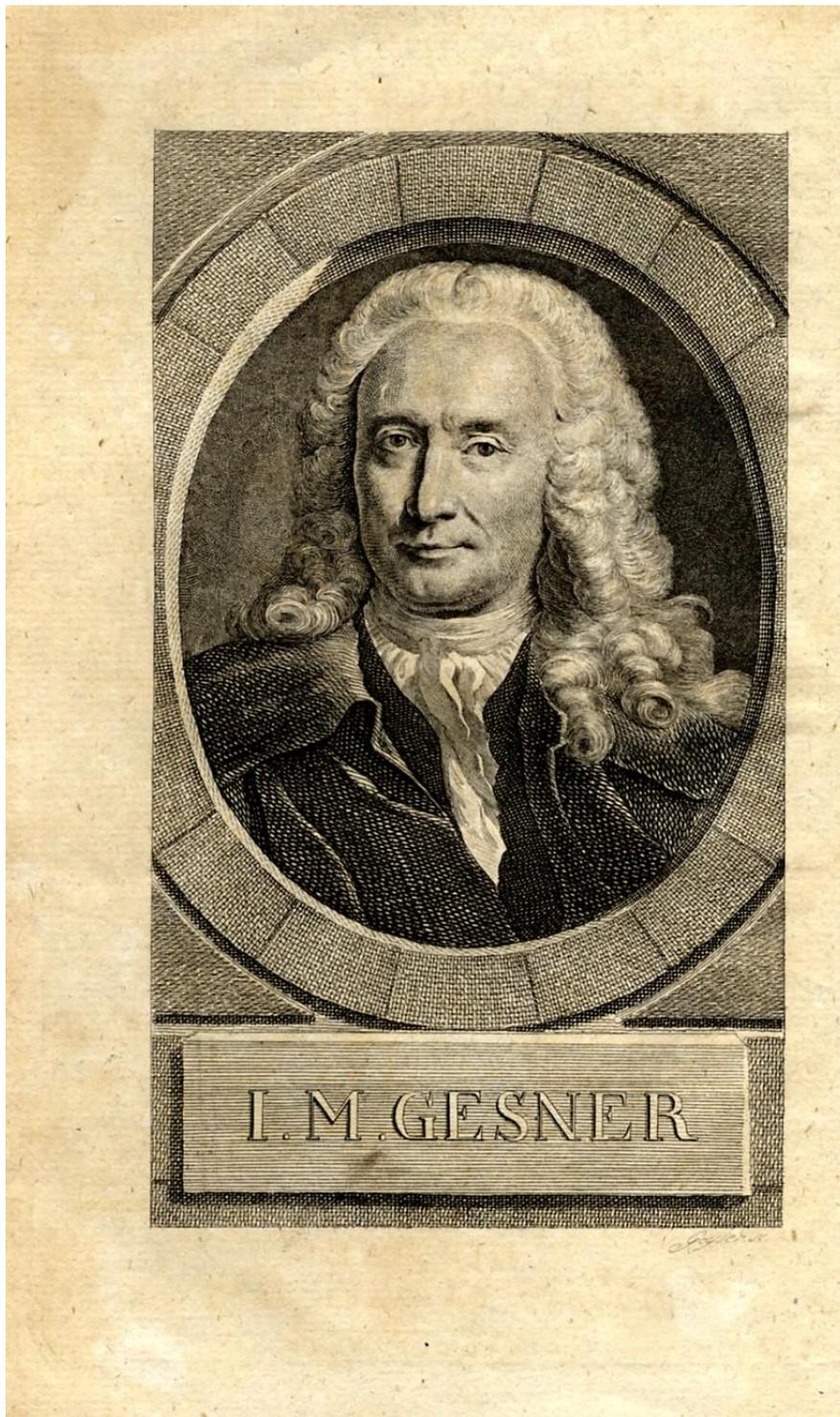
Wie wirkt sich die neue gesellschaftliche Stimmung im Verhältnis zur Antike und insbesondere zur griechischen Kultur, diese, wie man sie später genannt hat, „neuhumanistische“ Bewegung auf die deutschen Universitäten aus? Hier sind vier Hochschulen zu nennen, auf die ich im Folgenden eingehen werde, nämlich zuerst Göttingen, dann Halle, dann Berlin und schließlich München.

Eine zentrale Figur für die Klassische Philologie als Universitätsfach ist **Johann Matthias Gesner (1691-1761)**. Er wurde in Roth in Franken als Pfarrerssohn geboren, war lange als Lehrer tätig, zuletzt als Rektor der Thomasschule in Leipzig, die unter seiner Leitung und der seines Nachfolgers Johann August Ernesti (1707-81) zu einer der

besten Lateinschulen Deutschlands wurde, dann wurde er 1734 auf die Professur für Beredsamkeit und Poesie und für die alten Sprachen an die neu gegründete Universität Göttingen berufen, wo er bis zu seinem Tode 1761 tätig war. Es ist charakteristisch, dass das Griechische oder, allgemein gesagt, die moderne Klassische Philologie im 18. und frühen 19. Jahrhundert zuerst an denjenigen Universitäten einen Aufschwung nahm, die neu gegründet wurden, wie eben in Göttingen und später in Berlin und München. Hier brauchte sich die neue Sicht des Faches nicht gegen bereits etablierte ältere Sichtweisen durchzusetzen. Gesner organisierte am Anfang der Zeit seiner Tätigkeit auch das Schulwesen des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg so, dass sowohl die Vorstellungen der aufklärerischen Pädagogik durch Aufnahme der Realien in den Fächerkatalog berücksichtigt wurden als auch die Stellung der alten Sprachen gefestigt wurde. Denn Gesner war ein sehr nüchterner Mann, der mit Augenmaß vorging und nicht in Schwärmerei verfiel wie manche Zeitgenossen. Man kann allgemein sagen, dass die Klassischen Philologen an den Universitäten zwar bei der Durchsetzung der Interessen ihres Faches von der Griechenbegeisterung profitierten, aber selbst nur sehr maßvoll von ihr ergriffen wurden. Das gilt besonders für Gesner, der mehr der Aufklärung als dem Neuhumanismus zuzuordnen ist und dessen Wirken ja auch zum großen Teil zeitlich *vor* demjenigen Winckelmanns liegt.

Gesners Auffassung findet sich am besten in seinen Äußerungen zur Neuordnung des Schulwesens seines Landes formuliert. Dort schreibt er, der Lehrer müsse sich bemühen, seinen Schülern

„eine gute Meinung von der Antiquität überhaupt und von der Annehmlichkeit und Nutzen einer Belesenheit in derselben beizubringen, indem er ihnen sagt, dass die meisten alten Skribenten die vortrefflichsten Leute ihrer Zeit gewesen, und nicht aus anderen niedrigen Absichten, sondern einzig und allein um dessentwillen geschrieben, damit sie sich bei den Nachkommen ein immerwährendes Denkmal des Verstandes und anderer guten Eigenschaften stiften möchten. Wer also ihre Schriften lieset und verstehet, der genießet des Umgangs der größten und edelsten Seelen, die jemals gewesen, und nimmt dadurch auch selbst, wie es bei aller Konversation geschieht, schöne Gedanken und nachdrückliche Worte an.“



Johann Matthias Gesner (1691-1761)

(Quelle: www.uni-mannheim.de/mateo/camenaref/gesner2/t1/jpg)

Dies sind nun ganz andere Töne als bei Comenius oder Francke, für die die heidnischen Schriftsteller nichts als arge Sünder waren, deren Werke man nur in einer engen Auswahl den religiös und sittlich gefestigten Schülern in die Hand geben durfte. Gesner ging es um ein

positives Verhältnis des Schülers zum Altertum, ohne viel danach zu fragen, ob die Alten nun Christen oder Heiden waren. Die Begründung, die Gesner dafür gibt, ist, dass die antiken Autoren Klugheit und Größe besaßen, eine geistig-sittliche Größe, die sie zu bedeutenden und gewinnbringenden Gesprächspartner für den modernen Menschen macht. Es geht nicht mehr oder nicht mehr nur um die Nachahmung von Sprache und Stil dieser Autoren, sondern in erster Linie um den persönlichen Gewinn, den der Schüler aus seiner Lektüre zieht. Dieser Gewinn ist zugleich ästhetisch und sittlich. Bei Gesner spürt man nichts von der emphatischen Griechenbegeisterung Winckelmanns oder mancher Engländer, aber doch eine große Sympathie mit den antiken Autoren und auf jeden Fall eine Freiheit von allen pietistisch oder orthodox gefärbten religiösen und moralischen Vorurteilen. Für ihn stand es fest, dass nicht mehr das Neue Testament und das neutestamentliche Griechisch die Grundlage des Unterrichts bilden sollten, sondern die klassische Sprache, vertreten durch Homer, Herodot, Xenophon und die Tragiker.

Man fragt sich, wie Gesner dieses neue Verhältnis zur Antike gewann und wer ihn dazu angeregt hat. Auf das neue Interesse an der Antike im Frankreich der damaligen Zeit habe ich schon hingewiesen, doch könnten in Göttingen auch englische Einflüsse wichtig gewesen sein. In England, wo das Interesse an den Griechen nie ganz geschwunden war, hatte damals die Klassische und besonders die griechische Philologie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Hier ist vor allem **Richard Bentley (1662-1742)** zu nennen, Professor in Cambridge, der 1697 die Unechtheit der Phalarisbriefe und 1713 das ursprüngliche Vorhandensein und den späteren Ausfall des Lautes *F*, des so genannten „Digamma“, im Altgriechischen nachgewiesen hatte. Das war der Beginn der Griechischen Philologie als kritischer Wissenschaft. Von Bentley und der von ihm begründeten philologischen Kritik hielt Gesner allerdings wenig. Wichtiger war für ihn wohl der große niederländische Philologe Tiberius Hemsterhuys (1685-1766), der Neubegründer der Gräzistik in den Niederlanden, mit dem er brieflich in Verbindung stand, insbesondere wegen einer Neuausgabe des Lukian. Doch seine entscheidenden Anregungen hat Gesner wohl schon eher empfangen, nämlich beim Studium in Jena,

vielleicht bei dem Philosophen und Theologen Johann Franz Buddeus (1667-1729), einem Nachfahren des französischen Humanisten Guillaume Budé, in dessen Familie er als Hauslehrer tätig war.

Eine wichtige Errungenschaft geht auf Gesner zurück. Er hat in Göttingen das erste Philologische Seminar gegründet. Es diente allerdings noch nicht der Ausbildung der künftigen Klassischen Philologen, deren Berufsstand sich gerade erst zu formieren begann, sondern der Ausbildung der künftigen Theologen für ihre spätere Tätigkeit als Lehrer. Denn wer damals Theologie studiert hatte und noch kein Pfarramt gefunden hatte, musste sich als Lehrer betätigen, sei es als Lehrer an einer Lateinschule, als Hofmeister bei einer adligen oder als Hauslehrer bei einer wohlhabenden bürgerlichen Familie. Und wer nicht das Glück hatte, eine Pfarrstelle zu finden, blieb eben sein Leben lang Lehrer. Für diese Tätigkeit bildete Gesner die Studenten im Philologischen Seminar aus. Ihr Fachwissen, das sie für den Schulunterricht brauchten, erwarben die Studenten der Theologie während ihres Studiums in der propädeutischen Artistenfakultät, wo sie in die verschiedenen Artes und auch ins Griechische eingeführt wurden, aber die für den Unterricht nötigen praktischen Fähigkeiten lernten sie im Philologischen Seminar. Die dortige Ausbildung war auch mit Unterrichtsversuchen an Göttinger Schulen verbunden.

Nachfolger Gesners in Göttingen als Professor der Beredsamkeit und Leiter des Philologischen Seminars war **Christian Gottlob Heyne (1729-1812)**, der diese Ämter über 40 Jahre von 1763 bis 1809 innehatte. Er kam ähnlich wie Winckelmann aus einfachen Verhältnissen, fand aber ebenfalls Förderer, die ihm den Besuch der Lateinschule ermöglichten. Das Studium der Theologie in Leipzig finanzierte er selber durch Stundengeben. Er lebte längere Zeit recht kläglich in Dresden, wo er auch Winckelmann kennen lernte, und hatte das Glück, nach Göttingen berufen zu werden, wo er zu einem der international anerkanntesten, einflussreichsten und auch bestbezahlten Mitglieder des Lehrkörpers wurde. Obwohl er, anders als der sprachgewandte und weltmännische Gesner, persönlich offenbar keine große Ausstrahlung hatte und sein Schüler Wilhelm v. Humboldt ihn später „das wahre Vorbild aller Philisterei“ nennt, gingen von ihm doch große Wirkungen aus. Er wurde zum Lehrer

vieler bedeutender Philologen und Intellektuellen der folgenden Generation, so von Friedrich August Wolf, Gottfried Hermann, Johann Heinrich Voss, Wilhelm v. Humboldt und den Brüdern Friedrich und August Wilhelm Schlegel. In seinen Lehrveranstaltungen beschränkte Heyne sich nicht auf die Interpretation der antiken Schriftsteller, sondern bezog alle Lebensäußerungen des Altertums ein: Geschichte, bildende Kunst, Recht und Staatsverfassung, Religion, Mythologie und Privatleben. Was Heyne bot, war eine umfassende Enzyklopädie der Altertumskunde. Das Kernstück bildete dabei die Behandlung der griechischen Dichter, die Heyne als etwas darstellen konnte, das alle anging, weil in ihren Werken die Grundprobleme des Lebens in vollendeter Form behandelt würden. Die griechische Dichtung aber lasse sich nur verstehen, wenn man eine möglichst umfassende Kenntnis der gesamten Lebensäußerungen der Griechen besitze.

Einer der bedeutendsten Göttinger Studenten der Klassischen Philologie war **Friedrich August Wolf (1759-1824)**. Man kann nicht sagen, dass er Heynes Schüler war, denn die beiden vertrugen sich überhaupt nicht. Wolf hielt auch sonst nicht viel von Lehrern; sein Wissen hatte er sich im Selbststudium erarbeitet. Von ihm wird berichtet, dass er, als er nach Göttingen kam und sich dort einschreiben wollte, vom Pedell gefragt wurde, in welche Fakultät er denn eingeschrieben werden wolle, in die theologische, die juristische oder in die medizinische. Denn das war das Übliche; die Philosophische Fakultät oder Artistenfakultät, wie sie damals noch hieß, diente ja nur dem propädeutischen Studium der Artes vor dem eigentlichen Fachstudium. Wolf bestand aber darauf, dass er nichts anderes sein wolle als „*Studiosus Philologiae*“, und so wurde er denn auch vom Pedell immatrikuliert, wenn auch mit Kopfschütteln. Er war von 1783 bis 1807 Professor an der preußischen Universität Halle. Sein Lehrstuhl war ein Lehrstuhl der Pädagogik, und man erwartete von ihm, dass er sich genau so, wie Gesner und Heyne es in Göttingen getan hatten, um die pädagogische Ausbildung der künftigen Lehrer kümmern würde, aber Wolf weigerte sich, das zu tun, und beschränkte sich ganz auf die Klassische Philologie. Die philologischen Seminare, die er abhielt, galten dementsprechend ganz der Interpretation antiker Texte.



Friedrich August Wolf (1759-1824)

(Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_August_Wolf)

Am bekanntesten wurde Wolf durch seine 1795 erschienenen „Prolegomena ad Homerum“, in denen er die so genannte „homerische Frage“ aufwarf, nämlich die Frage, ob es überhaupt eine Dichterpersönlichkeit namens Homer als Verfasser von Ilias und Odyssee gegeben habe oder ob hier nicht viele Dichter oder vielmehr Rhapsoden nacheinander am Werk gewesen wären, bis die Dichtungen schließlich die Form angenommen hätten, in der sie uns vorliegen. Damit hat er uns klassischen Philologen ein Thema vorgegeben, an dessen Variationen wir uns noch heute abarbeiten. Wolfs wichtigster Beitrag zur Geschichte unseres Faches ist aber seine groß angelegte „Darstellung der Altertumswissenschaft“. Diese Schrift entstand 1807, als nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon die Universität Halle geschlossen wurde und Wolf seine

Lehrtätigkeit beenden musste. Sein Freund Goethe riet ihm, die freie Zeit zu nutzen und den Inhalt seiner enzyklopädischen Vorlesungen in Buchform darzustellen. Die Altertumswissenschaft, wie Wolf sie in dieser Schrift definiert, besteht aus einer Fülle von Einzelwissenschaften, die sich sämtlich mit den kulturellen Hervorbringungen der Griechen und Römer befassen. Die wissenschaftliche Erforschung des alten Orients und Ägyptens und der antiken Kulturen des übrigen Asien und Afrika wird ausdrücklich ausgeschlossen, und zwar nur deswegen, weil das ohnehin riesige Forschungsgebiet überschaubar bleiben soll. Der Begriff der Altertumswissenschaft bezieht sich also auf einen zeitlich und räumlich beschränkten Bereich. Diesen Bereich aber versucht sie umfassend zu erforschen. Zum Ziel dieser Wissenschaft sagt er:

„Es ist aber das Ziel kein anderes als die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst, welche Kenntnis aus der durch das Studium der alten Überreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten National-Bildung hervorgeht.“

Dabei lehnt Wolf ausdrücklich eine Beschränkung auf *„die Kenntnis der schönen und klassischen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen“* ab, *„als welcher bei den so genannten Humaniora zugrunde liegt“*. Denn Wissenschaft dürfe sich nicht ihren Gegenstand durch außerwissenschaftliche Gesichtspunkte vorschreiben und begrenzen lassen. Hier unterscheidet sich der Altertumswissenschaftler Wolf von den wissenschaftlich gebildeten Laien unter den Altertumsliebhabern wie Herder oder Wilhelm von Humboldt. Der Liebhaber wird sich im allgemeinen auf das Studium der vollendeten, als klassisch empfundenen Meisterwerke beschränken, der Wissenschaftler kann eine solche Beschränkung nicht akzeptieren. In dem so umgrenzten Gegenstandsbereich werden alle Denkmäler, welche die Griechen und Römer hinterlassen haben, erforscht. Dies können literarische Denkmäler sein oder Werke der bildenden Kunst oder auch Hinterlassenschaften aus dem täglichen Leben, die keinen literarischen oder künstlerischen Wert haben. Bei der Erforschung der Denkmäler wirken viele Einzelwissenschaften zusammen: Grammatik, Hermeneutik, Textkritik, Stilistik, Metrik, Topographie, Geschichte, Archäologie, Rechtsgeschichte, Mythologie, Literaturgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Architekturgeschichte, Numismatik und Epigraphik.

In seiner Schrift kommt Wolf auch auf Sinn und Zweck des Studiums des griechischen Altertums in Schule und Hochschule zu sprechen. Die Griechen heben sich nach seiner Meinung aus den anderen Nationen nicht wegen einer grundsätzlichen Andersartigkeit heraus, sondern vor allem deswegen, weil sie das Glück hatten, dass sie ihre Kultur unbeeinflusst von außen organisch entwickeln konnten, während alle anderen Nationen sehr viel stärker äußeren Einflüssen ausgesetzt waren. Wolf betont auch den Wert der alten Sprachen für die formale Entwicklung der Geisteskräfte. Besonders die griechische Sprache nimmt nach Wolfs Meinung eine Sonderstellung gegenüber allen modernen Sprachen ein, die einander sehr nahe stehen. Denn „die größere Schwierigkeit einer alten Sprache, die auf eine fremde Welt von Ideen und Bezeichnungen hinweist, verspricht auch im allgemeinen unsere Mühe reichlicher zu lohnen“. Das heißt, wer die griechische Sprache erlernt, der erlernt zugleich (anders als bei den modernen Sprachen) eine andere Weise des Denkens. Dies alles sind Gedanken, die Wolf von seinem Freund Wilhelm von Humboldt übernommen haben könnte, der sich ganz ähnlich geäußert hat.

Was Wolf sagt, liegt auf einer Linie mit den Äußerungen Herders und anderer Neuhumanisten, doch äußert sich Wolf als Fachwissenschaftler nüchterner und unpathetischer als seine altertumsbegeisterten Zeitgenossen. Während Winckelmann und Herder die Griechen als reinste Verkörperung der Idee der Humanität fast religiös verehren, ist Wolfs Begründung für den Vorzug der Griechen historisch. Sie ist darum auch weniger zeitgebunden als der Griechenenthusiasmus Herders und anderer, den wir heute nur noch schwer nachempfinden können.

Wilhelm von Humboldt (1767-1835), der spätere Begründer der Berliner Universität und des preußischen Humanistischen Gymnasiums des 19. Jh., ist uns schon unter den Studenten Heynes in Göttingen begegnet. Er war kein klassischer Philologe in strengem Sinne, aber immerhin ein philologisch sehr gut geschulter Altertumsliebhaber. Seiner Ausbildung nach war er Jurist und war auch jahrelang als hoher Verwaltungsbeamter und Diplomat tätig. Dass Napoleon 1813 bei Leipzig besiegt wurde, ist ganz wesentlich seinem Wirken als preußischer Gesandter in Wien zu verdanken. Humboldt

war eng befreundet mit Schiller und Goethe und auch mit Wolf, der in seiner „Darstellung der Altertumswissenschaft“ bekennt, dass er manche Anregungen von ihm erhalten hat.

Wenn man erfahren will, worum es Humboldt bei seinen schul- und hochschulpolitischen Aktivitäten in den Jahren 1809-10 letztlich ging, muss man zurückgehen auf zwei kleine Schriften, die er 1793 nicht für die Veröffentlichung verfasste, sondern allein, um sich seiner eigenen Position zu vergewissern und mit seinen Freunden Schiller, Goethe und Wolf darüber zu diskutieren. Dies sind die Schriften „Theorie der Bildung des Menschen“ und „Über das Studium des Altertums und des griechischen insbesondere“. In der ersten Schrift beschreibt Humboldt den individuellen Bildungsprozess des Menschen als Entfaltung der Kräfte, die in seiner Seele angelegt sind. Diese Entfaltung vollziehe sich am besten durch die Auseinandersetzung mit einem Gegenstand, der für das Ganze der Welt repräsentativ sei. In der zweiten Schrift spricht er über den Gegenstand, an dem er selbst seine Individualität gebildet hat, nämlich über die griechische Kultur, von der er meint, dass sie auch für andere einen ähnlich großen Bildungswert gewinnen könne wie für ihn selbst.

In dieser zweiten Schrift geht es Humboldt um den, wie er sagt, „formalen Nutzen“ des Studiums der Kunst und Literatur des Altertums, das heißt, um den persönlichen Gewinn, der jedem, der sich mit dem Altertum beschäftigt, hieraus für die Entfaltung seiner geistigen Anlagen erwächst, im Unterschied zum „materialen Nutzen“, der den Philologen, Historikern und den Vertretern anderer Fächer aus der Sprach- und Literaturkenntnis entsteht. Dieser formale Nutzen kann ästhetisch sein, also im Kunstgenuss liegen oder in dem, was man damals gern „Bildung des Geschmacks“ nannte. Er kann aber auch historisch sein, indem man die aus dem Altertum enthaltenen Werke, „als Werke aus der Periode, aus der sie stammen, betrachtet und auf ihre Urheber sieht“. Um diesen historischen Nutzen geht es Humboldt nun in erster Linie. Es geht ihm, eben wie Wolf auch, um „die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst“. Dabei zeigt es sich allerdings, dass die Weise, wie Humboldt das Altertum sieht und wie er will, dass andere es sehen, nicht historisch im Sinne der Geschichtswissenschaft ist, die ihre Gegenstände notwendigerweise kritisch sieht. Vielmehr ist die historische Sicht, die er vom Altertum hat, „idealisch“. Das ist ihm selbst voll bewusst, und

er sagt auch einmal in aller Deutlichkeit: *„Wir sehen offenbar das Altertum idealischer an als es war, und wir sollen es“*. Mit „idealisch“ ist nicht unbedingt ein verklärtes Bild des Altertums gemeint, sondern ein auf bestimmte charakteristische Züge beschränktes Bild, abstrahiert aus den großen Werken der bildenden Kunst und der Dichtung, wobei für Humboldt Homer, Aischylos und Pindar die Dichter sind, an die er dabei in erster Linie denkt. Charakteristisch für ihn wie auch für die meisten anderen Theoretiker des Neuhumanismus ist, dass, wenn vom Altertum gesprochen wird, durchweg nur die Griechen gemeint sind und nicht die Römer. Es heißt bei Humboldt mehrmals ganz lapidar: *„Insofern antik idealisch heißt, nehmen die Römer nur in dem Maße daran teil, als es unmöglich ist, sie von den Griechen zu sondern“*. Ein engeres Verhältnis zu den Römern gewann er erst später während eines langen Italienaufenthalts (1802-08). Doch auch dann sah er das antike Rom niemals idealisch, sondern historisch im Sinn einer kritischen Geschichtswissenschaft.

Das Idealbild der griechischen Kultur, um das es nach Humboldt beim Studium des Altertums gehen soll, hat die Funktion eines Kontrastbildes zur gegenwärtigen Kultur. Es ist das Bild des Einfachen (im Sinne Winckelmanns) und des Natürlichen (im Sinne Rousseaus) im Kontrast zur komplexen und immer komplexer werdenden, künstlichen und immer künstlicher werdenden Gegenwartskultur. Die Besonderheit der griechischen Kultur besteht für ihn darin, dass sie einer frühen Epoche der Menschheitsgeschichte angehört und zugleich der Natur nahe und einfach, aber doch auch schon differenziert und verfeinert ist, oder, andersherum formuliert, bei einem schon erreichten hohen Entwicklungsgrad doch auch noch einen hohen Grad von Ursprünglichkeit und Naivität bewahrt hat.

Den Bildungswert einer solchen Kontrastierung beschreibt Humboldt mit den folgenden Worten:

„Es zeigt sich daher in dem griechischen Charakter meistens der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt, nur mit einem so hohen Grade der Verfeinerung versetzt, als vielleicht nur immer möglich sein mag; und vorzüglich ist der Mensch, welchen die griechischen Schriftsteller darstellen, aus lauter höchst einfachen, großen und – wenigstens aus gewissen Gesichtspunkten betrachtet – immer schönen Zügen zusammengesetzt. Das Studium eines solchen

Charakters muss in jeder Lage und in jedem Zeitalter allgemein heilsam auf die menschliche Bildung wirken, da derselbe gleichsam die Grundlage des menschlichen Charakters überhaupt ausmacht. Vorzüglich aber muss es in einem Zeitalter, wo durch unzählige vereinte Umstände die Aufmerksamkeit mehr auf Sachen, als auf Menschen, und mehr auf Massen von Menschen, als auf Individuen, mehr auf äußeren Wert und Nutzen, als auf innere Schönheit und Genuss gerichtet ist, und wo hohe und mannigfaltige Kultur sehr weit von der ersten Einfachheit abgeführt hat, heilsam sein, auf Nationen zurückzublicken, bei denen dies alles beinah gerade umgekehrt war.“

Nach Humboldts Meinung ist es den Griechen von allen Völkern am reinsten gelungen, die Idee des Menschen zu verwirklichen, also sich von dem bestimmen zu lassen, was das Leben aller Menschen bestimmen sollte, was sich aber gerade in der Neuzeit wegen der Spaltung der Menschheit in Nationen, Konfessionen, Stände und Berufe nur schwer verwirklichen lässt. Der moderne Mensch kann am besten zu sich selbst finden, wenn er die Griechen studiert. Dort erfährt er, was der Mensch sein kann, über alle modernen Spaltungen und Spezialisierungen hinweg. Das Studium der Griechen ist bildend, weil der junge Mensch an ihnen zunächst einmal lernen kann, was es heißt, ein Mensch zu sein, bevor er dann in die verschiedenen Beziehungen und Bindungen eintritt, in die er als moderner Mensch eintreten muss. In diesen Beziehungen und Bindungen, die immer zugleich Festlegungen, Begrenzungen und Verengungen sind, wäre es nahezu unmöglich, die Idee des Menschen zu verwirklichen, wenn man nicht einmal vorher bei den Griechen die schönste Realisierung dieser Idee kennen gelernt hätte.

Wenn man diese Gedanken des frühen Humboldt kennt, kann man verstehen, welche große Bedeutung er später bei den Vorbereitungen zur Gründung der Berliner Universität (1810) den Altertumswissenschaften und insbesondere der Griechischen Philologie zugemessen hat. Die Philosophische Fakultät, wie die bisherige Artistenfakultät jetzt heißen sollte, erhielt als spezifische Aufgabe die Ausbildung der künftigen Gymnasiallehrer (die jetzt nicht mehr Theologen zu sein brauchten), aber sie sollte auch die bisherige Aufgabe der Artistenfakultät, nämlich die Propädeutik für alle weiterführenden Studien, behalten. Dabei sollte jedoch die

Klassische, insbesondere die griechische Philologie eine zentrale Stellung erhalten.

Humboldt dachte zunächst daran, Wolf für den griechischen Lehrstuhl zu gewinnen. Wolf kam zwar nach Berlin, man erzielte aber mit dem schwierigen Mann keine Einigung über die Aufgaben, die er dort übernehmen sollte. Er zog sich bald mehr und mehr aus dem Universitätsleben zurück, so dass man wenig von ihm hatte und sich nach anderen umsehen musste.

Es gab in Berlin von Anfang an immer mehrere Professoren der Klassischen Philologie, ganz entsprechend der wichtigen Rolle, welche die Gründer der Universität dem Fach zugedacht hatten.



Quelle:http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Ottfried_Müller
(August Boeckh (1785-1867))

Der bedeutendste unter diesen Professoren, der schon durch seine langjährige Tätigkeit der Altertumswissenschaft in Berlin das Gepräge gegeben hat, war **August Boeckh(1785-1867)**, der aus Karlsruhe stammte, in Halle bei Wolf studiert hatte und zunächst 1807-10 Professor der Klassischen Philologie und der Geschichte der antiken Philosophie in Heidelberg war und dann 1810-67 in Berlin einen Lehrstuhl bekleidete.

Er setzte die Tradition der enzyklopädischen Altertumswissenschaft fort, die Heyne begründet und Wolf fortgeführt hatte. Er vermittelte kein idealisiertes, sondern ein realistisches und sehr differenziertes Bild der griechischen Kultur, wie es jetzt erst möglich wurde, nachdem die Aufzeichnung und Auswertung der griechischen Inschriften in Angriff genommen worden war. Hieran war Boeckh von Anfang an maßgeblich beteiligt. Auf der Kenntnis der Inschriften beruht auch sein bekanntestes Werk „Die Staatshaushaltung der Athener“ (¹1817, ⁵1855), in dem zum ersten Mal zu lesen war, wie die Athener ihre wunderbaren Bauten auf der Akropolis finanziert hatten, nämlich aus den Steuern, die ihnen ihre Bundesgenossen zahlen mussten.

Durch seine Weise, die Altertumswissenschaft in enzyklopädischer Breite unter Anwendung der unterschiedlichsten Methoden zu betreiben, geriet Boeckh in eine jahrelange Kontroverse mit seinem Leipziger Kollegen **Gottfried Hermann (1772-1848)**, der die Klassische Philologie in erster Linie als Textwissenschaft auffasste, deren Aufgaben die Herstellung möglich genauer Texte der antiken Autoren und die Interpretation dieser Texte sein sollten und sonst nichts. Dies war denn auch sein eigenes Spezialgebiet, in dem er Hervorragendes leistete, dessen Grenzen er aber auch nicht überschreiten wollte. Es ging, kurz gesagt, um „Sachphilologie“, wie bei Boeckh, gegen „Textphilologie“, wie bei Hermann. Nun kommt man bei den antiken Texten, die immer in einem historischen Kontext stehen, mit einer reinen Textphilologie oft nicht zu einem angemessenen Verständnis, so dass immer wieder die Sachphilologie zur Hilfe geholt werden muss.

Da dies in der praktischen Arbeit auch jedem Philologen bewusst ist, wurde der Streit schließlich zugunsten der „Sachphilologie“ entschieden, wenn es auch dem einzelnen Forscher weiterhin

freistand, sich entweder stärker auf die Texte selbst oder auf ihren historischen Kontext zu konzentrieren oder beides in gleichem Umfang zu berücksichtigen.



Gottfried Hermann (1772-1848)
(Quelle: <http://portrait.kaar.at>)

Boeckhs bedeutendster Schüler war wohl der jung verstorbene **Karl Otfried Müller (1797-1840)**. Er stammte aus Schlesien, studierte in Breslau und dann in Berlin, wo er von Boeckhs Weise, das Fach als Sachphilologie zu betreiben, in seiner eigenen Arbeit geprägt wurde. Sein besonderes Anliegen war die Würdigung der Besonderheit der einzelnen griechischen Stämme, Landschaften und Staaten. Seine Dissertation schrieb er über die Geschichte der Insel Ägina von den Anfängen bis ins Mittelalter, eine Arbeit, die so hervorragend war,

dass sie ihm schon im Alter von 22 Jahren einen Ruf auf eine Professur in Göttingen einbrachte, immerhin als Nachfolger von Heyne. Müller war einer der ersten deutschen Gelehrten, die in das inzwischen von den Türken befreite Griechenland reisten. Dort traf ihn der Tod gewissermaßen auf dem Schlachtfeld der Altertumswissenschaft. Beim Abschreiben von Inschriften auf der Mauer der Tempelterrasse des Apollontempels von Delphi erlitt er einen Sonnenstich und starb bald darauf in Athen.



Karl Otfried Müller (1797 – 1840)

(Quelle:http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Otfried_Müller)

Damit nicht immer nur von den Anfängen des Griechischen an norddeutschen Universitäten die Rede ist, nenne ich auch noch **Friedrich Wilhelm Thiersch (1784-1860)**, den Begründer der Altertumswissenschaft an der 1826 gegründeten Universität München. Er stammte aus Sachsen (Kirchscheidungen bei Freyburg an der Unstrut), war ein Schüler des berühmten Gymnasiums von Schulpforte, studierte in Leipzig und Göttingen, also bei Hermann und

Heyne, habilitierte sich 1808 in Göttingen, wurde 1809 Gymnasialprofessor in München und gründete dort ein philologisches Institut, das später der Universität angeschlossen wurde. 1826 wurde er zum Professor der Beredsamkeit und alten Literatur an der Universität ernannt. Die Umgestaltung des bayerischen Gymnasialwesens in neuhumanistischem Sinn im Jahre 1829 geht zum großen Teil auf seine Bemühungen zurück. Er arbeitete sowohl auf dem Gebiet der griechischen Philologie als auch auf dem der Archäologie. Auch in öffentlichen Angelegenheiten wurde er, besonders wenn es um die Interessen der Universität ging, immer wieder aktiv, wobei er sich manche Feinde machte. Anfangs wurde er wegen seines protestantischen Glaubens und seiner nichtbayerischen Herkunft angefeindet, was so weit ging, dass 1811 ein Mordanschlag auf ihn verübt wurde. Während des griechischen Befreiungskrieges war er einer der eifrigsten Philhellenen. Sofort nach der Befreiung Griechenlands bereiste er das Land (1831 und 1832) und wurde zu einem guten Kenner des Landes und seiner Probleme. Er sprach auch fließend Neugriechisch. Im Jahre 1831 griff er sogar ganz massiv in die turbulente griechische Innenpolitik ein. Auch die Idee, Prinz Otto von Bayern zum griechischen König zu machen, soll von ihm stammen. Für Thiersch bedeutete das Studium der Griechen nicht nur die Beschäftigung mit den Anfängen der europäischen Kultur, sondern auch eine Öffnung zum orthodoxen Osten Europas und eine Verstärkung der engen Bindung zwischen Bayern und dem Königreich Griechenland.

Es ist unmöglich, über die Stellung des Griechischen an den deutschen Universitäten zu sprechen, ohne Ulrich von **Wilamowitz-Moellendorff (1848-1931)** zu erwähnen, den langjährigen Vertreter des Faches an der Berliner Universität. Er stammte aus einem altpreußischen Adelsgeschlecht, das dem Königreich schon einige gute Generäle geliefert hatte, besuchte ebenfalls das Gymnasium in Schulpforte, wo er im wesentlichen schon alles das lernte, was er für sein Leben brauchte, und studierte infolgedessen sehr kurz und zielstrebig in Bonn und Berlin, wo er 1870 promoviert wurde. Nach seiner Rückkehr aus dem deutsch-französischen Krieg, einem ausgiebigen Studienaufenthalt in Italien und Griechenland, seiner Habilitation (1874), bei der er eine erste Auswertung seines

Italienaufenthalts vorlegte, und der berühmt-berüchtigten literarischen Kontroverse mit seinem früheren Schulkameraden Friedrich Nietzsche über dessen Schrift „Die Geburt der Tragödie“ wurde er 1876 Professor in Greifswald, 1883 in Göttingen und schließlich 1897 in Berlin und wurde dort Direktor des neu gegründeten Instituts für Altertumskunde. Er blieb dies bis 1922 und war in dieser Zeit und darüber hinaus bis zu seinem Tode 1931 eine der beherrschenden Figuren in der dortigen Philosophischen Fakultät und auch unter den Kollegen in den altertumswissenschaftlichen Fächern Deutschlands.



Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848-1931)
(Quelle: <http://images.google.de>)

Er war ein mächtiger Mann, der durch sein Wirken (und auch durch seine Personalpolitik) den Charakter dieser Fächer für Jahrzehnte bestimmt hat. Zu seinen großen Leistungen gehört auch die Neuorganisation des Studiums des Faches erst in Göttingen und dann

in Berlin durch Einführung der Proseminare, die auf die am Anfang meist noch unzureichenden Sprachkenntnisse der Studenten Rücksicht nahmen und sie Schritt für Schritt an das sprachliche Niveau heranführten, das man bis dahin als von vornherein vorhanden vorausgesetzt hatte.

Die im Süden verbrachten Jahre hatten einen starken Einfluss auf die Weise, wie Wilamowitz philologisch arbeitete. Er behandelte die Texte nie isoliert, sondern zog Geschichte, Geographie, Archäologie und Epigraphik mit zur Interpretation heran. Die Altertumswissenschaft als historische Wissenschaft, ergänzt durch das volle Spektrum der Hilfswissenschaften, war schon das Programm gewesen, das Wolf und Boeckh zu Beginn des Jahrhunderts formuliert hatten. Jetzt war es Wilamowitz, der es exemplarisch realisierte, wie es niemand vor ihm gekonnt hatte und wie es auch nach ihm kaum mehr jemand konnte. Denn er war zugleich auch einer der letzten, welche die immer größer werdende Fülle der Ergebnisse der Altertumswissenschaften noch überblickten. Außerhalb seines engeren Faches, der griechischen Philologie, engagierte er sich auf Anregung seines späteren Schwiegervaters Theodor Mommsen stark in der griechischen Epigraphik. Mit dem Deutschen Archäologischen Institut, dessen Gastfreundschaft er in Rom genossen hatte, blieb er lebenslang verbunden. Er hat drei Jahrzehnte lang, von 1899 bis 1931, der Centraldirektion des Instituts angehört.

Wilamowitz formulierte eine klare Absage an das idealische Griechenbild des Neuhumanismus.

„Die Antike als Einheit und als Ideal ist dahin, die Wissenschaft selbst hat diesen Glauben zerstört, wir dürfen sagen im Hinblick auf die Kunst ebensowohl wie auf die Wirklichkeit. An die Stelle der ästhetischen ist die geschichtliche Betrachtung getreten. Worauf es jetzt ankommt, ist die Einsicht in die grundlegende geschichtliche Bedeutsamkeit des Griechentums in einer anderthalbtausendjährigen Periode der Weltkultur, welche die Grundlage und der Typus (d. h. der Prägestempel) der unsrigen ist.“

Damit bekannte er sich zu einer Wissenschaft vom Altertum als historischer Wissenschaft, und zwar in ihrer ganzen enzyklopädischen Breite. Dem Studium dieser Epoche sollen sich nach seinen Worten

die Philologen mit einer Hingabe widmen, die fast religiös zu nennen ist und die sich eigentlich nur dann verstehen lässt, wenn es hier um mehr geht als um die Erforschung einer geistesgeschichtlich hoch bedeutsamen Epoche, nämlich um das Schönste und das Wichtigste auf der Welt. Für Wilamowitz wird, wie das Pathos seiner Sprache erkennen lässt, die Altertumswissenschaft zur Religion.

„Wenn der Philologe von seiner kleinlichen Werkeltagsarbeit das Auge aufschlägt zu der Majestät der Wissenschaft, dann wird ihm zu Mute wie in der heiligen Stille sternheller Nacht. Die Empfindung der Herrlichkeit und der Unendlichkeit und der Einheit des Allganzen zieht durch seine Seele. Demütig muss er sich sagen ‚du armselig Menschenkind, was bist du? was kannst du? Aber wenn tönend dann der junge Tag geboren wird, ruft der ihm zu: ‚Steh auf, du Menschenkind, steh auf und wirke, was dein Tag von dir verlangt, wozu Gott in deine Seele die lebendige Schaffenskraft gelegt hat: erwirb dir durch Arbeit einen Anteil am Ewigen und Unendlichen!‘“

Der große Antipode von Wilamowitz war und blieb **Friedrich Nietzsche (1844-1900)**, auch er ein Schüler von Schulpforta ein paar Jahre vor Wilamowitz, auch er Student in Bonn und danach in Leipzig, im Alter von 25 Jahren ohne Promotion auf eine Professur in Basel berufen, die er aus gesundheitlichen Gründen allerdings nur wenige Jahre, von 1869 bis 1876, innehatte.

Auch zur Klassischen Philologie als strenger Wissenschaft hat Nietzsche einiges beigetragen, es ist allerdings nicht allzu viel. Sein bedeutendstes Werk über ein antikes Thema, „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, ist alles andere als philologische Fachliteratur, sondern eine weit ausgreifende, schwungvoll und pathetisch geschriebene geistesgeschichtliche Skizze, in der Nietzsche die dunkle Seite der griechischen Kultur stark betonte, das „Dionysische“, wie er es nannte, während Winckelmann und die Neuhumanisten allein die helle Seite, das von Nietzsche so genannte „Apollinische“, sehen wollten.. Auch der tiefe Pessimismus, der als Grundströmung von Homer bis zu den Tragikern überall vorhanden ist, wird von ihm wahrgenommen. Nietzsches Werk löste bei der Zunft der Philologen ein verlegenes Schweigen aus, und der junge Wilamowitz war der Einzige, der es wagte, das Kind beim Namen zu nennen und klar und deutlich zu sagen: „Dies ist keine Philologie“

und daraus auch die Folgerung zu ziehen mit der denkwürdigen Aufforderung:

„Halte Herr Nietzsche Wort, ergreife er den thyrsos, ziehe er von Indien nach Griechenland, aber steige er herab vom kathedr, auf welchem er wissenschaft lehren soll; sammle er tiger und panther zu seinen knieen, aber nicht Deutschlands philologische jugend, die in der askese selbstverläugnender arbeit lernen soll, überall allein die Wahrheit zu suchen.“

Das ist ein Rat, den Nietzsche später auf seine Weise befolgt hat, indem er vom Philologen zum Philosophen wurde. Wilamowitz meinte, seinen Gegner endgültig als Scharlatan entlarvt zu haben. Aber es zeigte sich, dass Nietzsche, insbesondere in seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“, die Frage nach dem Sinn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Antike aufgeworfen hatte, die auch die Begabtesten unter den Studenten von Wilamowitz bewegte, wie zum Beispiel Karl Reinhardt und Paul Friedländer, die beide bezeugen, wie stark sie in der Weise, ihr Fach zu betreiben, durch Nietzsche beeinflusst worden sind. Die Sinnfrage hatte sich dem nicht sehr zu allgemeinen Reflexionen geneigten Wilamowitz offenbar nicht gestellt, weil es für ihn einfach nichts Schöneres und Wichtigeres gab. Aber Nietzsche hatte die Frage aufgeworfen, und jeder einzelne dieser Schülergeneration versuchte, seine persönliche Antwort darauf zu finden.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

Griechische Schönheit als erotisches Idol. Iphigenie, Helena, Venus *

Ernst Ribbat, Münster

Es ist zunächst Johann Joachim Winckelmann gewesen, der die Grundorientierung deutscher Gelehrter und Schriftsteller, wann immer es um den Vorbildcharakter der antiken Tradition ging, von der römischen fort und hin zur griechischen Kultur umgelenkt hat. Dieser Blickwechsel war von tief greifender Bedeutung. Er markierte eine Entwertung der römisch-lateinischen Normen, welche im Mittelalter wie in der Renaissance, im Barock wie in der frühen Aufklärung die selbstverständliche Basis europäischer Kultur gewesen waren, im übrigen noch in der französischen Revolution und in Napoleons Empire erneut bekräftigt wurden. Für Deutschland aber war Winckelmans Rückgriff auf die erste, die griechische Antike folgenreich besonders darum, weil sich sogleich eine Reihe unterschiedlicher Intellektueller ihm anschlossen. Griechenland-Begeisterung hatte Konjunktur und führte nicht nur zu genialer Poesie wie um 1800 im Werk Friedrich Hölderlins, sondern schon früher zu auffälligen Veränderungen: Ein Großautor der Aufklärung wie Christoph Martin Wieland, der eigentliche Begründer der Weimarer Klassik, übersetzte zwar auch noch Horaz oder Cicero, aber im Roman („Agathon“ oder „Abderiten“) und in der Verserzählung (z.B. „Musarion“) waren die Schauplätze und Figuren griechisch. Mit seinem Bildungsziel einer Vereinbarkeit von liberaler Vernunft und naturgemäßer Grazie berief Wieland, wie viele mit ihm, sich jetzt auf den Geist des Hellenentums. Gleichzeitig expandierte bereits die

* Das Manuskript des am 25.02.2006 gehaltenen Vortrags wurde nur leicht überarbeitet. Auf Anmerkungen – deren Zahl sehr groß hätte sein können – ist verzichtet worden.

philologische Forschung – an Heyne und Wolf ist vor allem zu denken – und es wurde in einem atemberaubenden Tempo alles übersetzt, was als Kanon altgriechischer Literatur erhalten ist. Mit der Folge, dass für das kommende, das neunzehnte Jahrhundert es eine bruchlose Äquivalenz zwischen Griechentum und „Bildung“ zu geben schien und selbst das humanistische Gymnasium – diese merkwürdige Bildungsanstalt in der Epoche der Dampfhammer, des Kapitalismus und der Eisenbahn – über lange Zeit hin keine Legitimation benötigte. Das sind rasch aneinander gereihte andeutende Stichworte zum Gang der Dinge zwischen dem jungen Winckelmann und der Situation hundert Jahre später. Wenden wir uns aber jetzt Goethe zu, der in seinem langen Leben (1749 – 1832) und dank der ungeheuren Vielseitigkeit seiner Tätigkeit an fast allen kulturellen Veränderungen der Epoche als Impulsgeber beteiligt war. Goethe darum besonders, weil bis zum heutigen Tag ein von ihm formulierter Satz, nein ein Halbsatz nur aus einem seiner Dramen, aus der „Iphigenie“ als Losungswort, als Bekenntnisformel der Freunde Griechenlands immer aufs Neue zitiert wird: *„das Land der Griechen mit der Seele suchend, ...“*

Sobald diese Formel erklingt, dann stellen die Sprecher und Hörer sich unter einer deutsch-griechischen Begegnung etwas anderes vor als eine Kontaktaufnahme zwischen Wissenschaftlern, etwas anderes als Ideengeschichte oder Reflexion über antike Mythologie und neuzeitliche Philosophie, etwas anderes auch als archäologische Grabungen. Nein, wenn dieser Halbsatz erklingt, dann ist Liebe im Spiel, dann meldet sich ein erotischer Trieb, dann imaginiert man Begehrenswertes, edle Männer – diese hat Winckelmann bevorzugt – und vor allem schöne Frauen. Die Seele ist aktiviert, aber das Ziel ihrer Suchbewegung sind doch die Körper, ist jene Leiblichkeit, von der Marmorplastiken einen gewissen Eindruck vermitteln. Das Interesse der Deutschen für griechische Gestalten ist tiefer verankert als nur in intellektueller Neugier. Gerade darum allerdings ist diese Neigung auch schwierig zu bestimmen, ist so mehrdeutig, ja so dunkel, dass man einen Psychoanalytiker anfordern müsste, um die Tiefenschicht zu erhellen. Ein solcher fehlt nun freilich. Möglich aber ist, literarische Texte, Dichtungen gewissermaßen anamnetisch zu befragen, und aus ihnen Beobachtungen zu entnehmen, welche nicht

nur für die jeweiligen Autoren, sondern für die Mentalität einer ganzen Epoche repräsentativ Zeugnis ablegen können.

Es wird darum die erste Aufgabe des Vortrags sein, von „Iphigenie“ zu sprechen als dem Drama des berühmten Zitats. Daran anschließen sollen sich Hinweise auf Helena, die Verkörperung griechischer Schönheit in Goethes „Faust“. Von ihr aus führt schließlich der Weg zur romantischen und nachromantischen Faszination durch griechische Schönheit, beispielhaft verdeutlicht an Erzählwerken von Eichendorff, Stifter und Keller. Der dort zuständige Name ist der einer Göttin: Venus.

1. Iphigenie

Zwischen 1779 (1. Prosafassung) und 1786 (Blankvers-Fassung) ist Goethes Drama „Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel“ entstanden. Obschon das Werk stofflich abhängig ist von Euripides wie auch von Racine, so galt es doch bald schon als einzigartiges poetisches Zeugnis einer neuen, der Weimarer Klassik, mehr noch: als Lehrstück einer an den Griechen orientierten Humanität, einer neuen Sittlichkeit des Individuums. Dass es eine Frau war, der der schmerzhafteste Kampf um Autonomie auch gegen die Götter anvertraut wurde, schien den männlichen Kulturträgern dabei nicht so wichtig. Merkwürdig unbeachtet blieb auch, dass die Sehnsucht nach Griechenland sich in der Not des Exils entwickelte, unter dem Zwang, ein griechisches Leben in der Fremde zu führen:

Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,

Das Land der Griechen mit der Seele suchend;

Und gegen meine Seufzer bringt die Welle

Nur dumpfe Töne brausend mir herüber. (V. 10-14)

Die Geschichte der Agamemnon-Tochter und die des ganzen Tantaliden-Geschlechts, welche für die Handlung des folgenden Dramas konstitutiv ist, bot dem deutschen Leser nicht viel Gelegenheit zur Identifikation. Ja, Griechenland wirkt, wenn man dann den von Schuld und Wahnsinn gequälten Orest sieht, eher als ein Schreckensort denn als Sehnsuchtsziel. Dass sich dennoch die zitierte sentimentale Formel durchgesetzt hat, gegen den Textsinn, muss anders begründet werden. Im Sinne deutscher Griechenland-Erotik auf diese Weise: Der Schauplatz in Tauris – real geographisch auf der

Krim, symbolisch in Deutschland – zeigt Griechenland mit seiner Kultur einer aufgeklärten, toleranten Humanität einzig und allein in der Person der Iphigenie. Sie aber, die Repräsentantin des Schönen und Guten, wird von Thoas, dem Herrscher in der Barbarei, begehrt. Um Iphigenie günstig zu stimmen, hat er auf Menschenopfer verzichtet. Er will sie besitzen und nicht länger akzeptieren, dass sie sich in der Rolle einer jungfräulichen Priesterin der Diana vor ihm verbirgt. Später im Gang der verwickelten Handlung wird es dann Thoas sein, der auf Iphigenies Friedensangebot eingeht, obgleich er der Getäuschte und Beraubte ist. Am Ende fahren Schiffe ab, er steht am Ufer, winkt ein Lebewohl – und er wird dort, so wäre die plausible Fortsetzung, stehen bleiben und für sich sprechen „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, wobei er an nichts anderes denken wird, als an die geliebte Frau, die schöne Priesterin der Humanität. Goethes Lehrstück enthält demnach eine griechisch-barbarische Liebesgeschichte, mit hoffnungsvollen Perspektiven, auch wenn der Liebhaber erfolglos bleibt. Ein Idol eher als ein Ideal – jedenfalls in der Wirkungsgeschichte der Theater und der Malerei. (A. Feuerbach)

2. Helena

Eine andere griechische Frau, die in der Rolle eines Ideals auftritt, musste nicht erst von den Barbaren verherrlicht werden, sondern gehört seit Homer zum engsten Bestand griechischer Kultur. Freilich mit dem Wissen verbunden über die unheilvollen Wirkungen männlicher Sucht nach dem Besitz weiblicher Schönheit: Der Raub der Helena als Anlass des trojanischen Krieges motiviert schon im Rahmen des epischen Gesangs eine lange Serie von Tragödien. Und wer im nördlichen Europa, in Deutschland, die „Ilias“ nicht gelesen hatte, wusste doch, dass Helena ein Inbegriff von Schönheit wie Dämonie war. Darum wurde sie schon von Beginn an, seit dem Volksbuch, mit dem Stoffbereich der Faustsage verknüpft: Helena ist das verlockendste Ziel des durch die Welt schweifenden Doktor Faustus und zugleich die gefährlichste Verkörperung von Sünde und Heidentum. In Goethes „Faust“-Projekt, das ihn fünfzig Jahre lang beschäftigt hat, spielt diese griechische Frau von Anfang an eine Rolle, doch zentrale Bedeutung gewinnt sie erst im III. Akt des „Faust. Zweiter Teil“, wobei die gesonderte Publikation 1827 unter dem Titel „Helena. Klassisch-romantische Phantasmagorie“ noch

besonders die Eigenwertigkeit betont hat. Bereits im I. Akt von „Faust II“ war Helena dank eines magischen Theaters hervorgetreten. Mephisto urteilt: *„Hübsch ist sie wohl, doch sagt sie mir nicht zu.“* (V. 6480) Eine ältere Dame meint: *„Groß, wohlgestaltet, nur der Kopf zu klein.“* Eine jüngere kritisiert: *„Seht nur den Fuß! Wie könnt er plumper sein!“* (V. 6502 f) – die Frau weiß offenbar nichts vom griechischen Theater. Faust aber ist völlig fasziniert und verwechselt so sehr Fiktion und Wirklichkeit, dass Mephisto ihn davontragen muss – mit dem Kommentar: *„Wen Helena paralyisiert, der kommt so leicht nicht zu Verstande.“* (V. 6568 f)

Demgegenüber ist die „Phantasmagorie“ im III. Akt nicht nur wesentlich komplexer, sondern vor allem ernsthaft bemüht, das mythologische, kulturelle und poetische Phänomen „Helena“ so zu interpretieren, dass auch eine Fernwirkung für die mittelalterliche und moderne Welt reflektiert wird. Helena selbst stellt sich vor, indem sie ihre Geschichte, nein: ihre Geschichten erzählt. Jedoch ist die Geliebte vieler Heroen niemals ein Subjekt ihres Daseins geworden: *„Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht.“* (V. 8875) Und auf die Vermutung, dass sie auch mit dem größten aller Helden, mit Achill, liebend verbunden war, antwortet sie:

„Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.

Es war ein Traum, so sagen ja die Worte selbst.

Ich schwinde hin und werde selbst mir ein Idol.“ (V. 8879 – 8881)

Wohlgermerkt kein Ideal. Dazu wird sie erst. Wenn Helena mit ihren Frauen aber auf den Hof einer mittelalterlichen Kreuzfahrerburg geführt wird (Mistra bei Sparta ist das Modell) und sie dort dem deutschen Faust als Ritter begegnet, kann allerdings aus dem Idol in der die Zeiten übergreifenden Poesie noch einmal die ideale Wirklichkeit des Schönen werden. Am Ende der zunächst sprachlichen, dann auch physischen Vereinigung von Helena und Faust heißt die Devise:

„Durchgrüble nicht das einzigste Geschick!

Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick.“ (V. 9417 f)

Für kurze Zeit entsteht ein neues Arkadien. Es bleibt zwar folgenlos im weiteren Fortgang des „Faust II“, der im IV. und V. Akt der gewalttätigen Geschichte der Moderne sich zuwendet. Mit Helena aber gab es, über das Suchen der Seele hinaus, eine umfassende,

ganzheitliche Begegnung, den fraglos gültigen Entwurf deutsch-griechischen Glücks.

Gewürdigt ist, wenn man allein über Iphigenie und Helena spricht, keineswegs die große Schar griechischer Frauen, die in Goethes Werken zu finden sind, von den anakreontischen Schönheiten der Leipziger Lyrik bis hin zum „Nausikaa“-Fragment. Aber die beiden wichtigsten Begegnungen im Zeichen der Humanität und der Schönheitsidee sind mit ihnen vorgestellt, die beiden Ikonen, so könnte man sagen, der Weimarer Klassik als eines mit Leidenschaft betriebenen Projekts deutsch-griechischer Vereinigung. Im folgenden wird kontrastierend danach zu fragen sein, wie in der nachklassischen Zeit die griechische Antike weiter gegenwärtig blieb und welcher Sinn ihr dann zugewiesen wurde.

3. Venus

In der Romantik und Nachromantik wurde wiederentdeckt, was schon in mittelalterlichen Sagen dargestellt ist: dass nämlich Venus, die antike Göttin der Liebe, zwar lateinisch genannt, aber gleichbedeutend mit Aphrodite, mitten in Deutschland ein verborgenes Reich beherrscht, und zwar im Höselsberg in Thüringen, der Wartburg gegenüber. Zuerst hat Ludwig Tieck („Romantische Dichtungen“ 1799) seine Erzählung „Der getreue Eckart und der Tannhäuser“ mit dieser Motivik angereichert, und ihm sind Heinrich Heine und vor allem Richard Wagner mit seiner „Tannhäuser“-Oper gefolgt. In Opposition zur herrschenden Kultur des Christentums, verkörpert im Papst, findet sich im Venus-Berg die heidnische Sinnlichkeit, der hemmungslose Genuss naturhafter Vitalität, besonders auch im Medium rauschhafter Musik. „So kam mir das Gewimmel der frohen heidnischen Götter entgegen, Frau Venus an ihrer Spitze“ – das erzählt Tannhäuser, welcher sich weder bei Tieck noch bei Wagner vom magischen Bann der Unterirdischen befreien kann.

Anders ist dies bei Joseph von Eichendorff, der seine Novelle „Das Marmorbild“ (1817) mit einem Neubeginn in hellem Sonnenschein und zuvor schon mit einem Sieg des christlichen Glaubens über die heidnische Verführung der Nacht enden lässt. Das zentrale Thema seiner Erzählung ist aber die erotische Faszination durch griechische Mädchen, die dem Helden Florio bei Sommerfesten in der Gegend der italienischen Stadt Lucca begegnen, sowie als Steigerung die

Traumvision einer Statue: „*Der Mond, der eben über die Wipfel trat, beleuchtete scharf ein marmornes Venusbild, das dort dicht auf einem Steine stand, als wäre die Göttin soeben erst aus den Wellen aufgetaucht, und betrachte nun, selber verzaubert, das Bild der eigenen Schönheit, das der trunkene Wasserspiegel zwischen den leise aus dem Grunde aufblühenden Sternen widerstrahlte. Einige Schwäne beschrieben still ihre einförmigen Kreise um das Bild, ein leises Rauschen ging durch die Bäume ringsumher.*“

Auch wenn bei Eichendorff diese Epiphanie antiker Göttlichkeit negativ zensiert wird und sie als Ausgeburd erotischer Phantasien eines jungen Mannes erscheint, so kann doch die Szene als geradezu idealtypisch gelten für die langandauernde, ästhetisch-erotische Präsenz antiker und besonders griechischer Kultur in der Mentalität des neunzehnten Jahrhunderts. In vielen Parks kann man ähnliches bis heute sehen.

Wenden wir uns einer weiteren Spielart solcher Tradition zu, jetzt allerdings ohne christlich-moralische Relativierung. Sie begegnet im „Nachsommer“, Adalbert Stifters großem Bildungsroman von 1857. Das dort entwickelte Kulturkonzept erhebt gegen die Modernität der politischen Öffentlichkeit und der großstädtischen Industrie Einspruch durch Verklärung der alten Werte des Landlebens und des Kunsthandwerks. Bildung wird – anders als in der Romantik – als Disziplinierung, als Eindämmung von Leidenschaft oder gar nur Spontaneität verstanden. Aber auch hier wird an zentraler Stelle wiederum ein Marmorbild präsentiert. Eine Bildsäule von weißem Marmor im Treppenhaus des Asperhofes wird in epischer Ausführlichkeit vorgestellt als Manifestation vollendeter Schönheit. Anschließend erzählt der Hausherr, der Freiherr von Risach, von der Herkunft der Skulptur „*aus dem alten Griechenland*“, wobei umständlich erläutert wird, wie der reine Marmor geradezu ausgegraben werden musste, weil er mit Gips zugedeckt war. Unter allen Kunstwerken wird diesem Standbild der höchste Rang zugesprochen, denn – so erklärt der Freiherr von Risach als Lehrer-Autorität – : „*Das ist der hohe Wert der Kunstdenkmale der alten heitern Griechenwelt, nicht bloß der Denkmale der bildenden Kunst, die wir noch haben, sondern auch der der Dichtung, dass sie in ihrer Einfachheit und Reinheit das Gemüt erfüllen, und es , wenn die Lebensjahre des Menschen nach und nach fließen, nicht verlassen,*

sondern es mit Ruhe und Größe noch mehr erweitern, und mit Unscheinbarkeit und Gesetzmäßigkeit zu immer größerer Bewunderung hinreißen. Dagegen ist in der Neuzeit oft ein unruhiges Ringen nach Wirkung, das die Seele nicht gefangen nimmt, sondern als ein Unwahres von sich stößt.“

Verschwiegen sei nicht, dass auch der Statue Stifters neben dem reinen Kunstwert eine erotisierende Wirkung eignet. In der Situation ihrer genauesten Wahrnehmung gibt es ein Gewitter, und Blitzlicht lässt den weißen Marmor rot leuchten. An Nausikaa in der Zuwendung zu Odysseus wird dabei als Vorbild gedacht und damit eine Parallele hergestellt zu Natalie, der Mädchenfigur der Erzählung, deren Neigung der Held Heinrich gewinnen wird. Stifters pädagogisches Programm lässt jedoch nur zu, über Erotik in diskretesten Andeutungen zu sprechen.

Beim Streifzug durch die Literatur des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach Beispielen deutsch-griechischer Begegnungen soll als letzter Text Gottfried Kellers Novelle „Regine“ herangezogen werden. Sie findet sich in dem Zyklus „Das Sinngedicht“ (1882), das einen Erzählwettbewerb zwischen dem Wissenschaftler Reinhart und einer jungen Gutsherrin, Luzie, bietet, wobei in der Rahmenerzählung wie in den Binnennovellen die unterschiedlichen Möglichkeiten der Geschlechter-Zuordnung durchgespielt werden. Das ist auch in „Regine“ der Fall, die eine tragisch endende Pygmalion-Variation darstellt: Erwin, in Heidelberg studierender Deutsch-Amerikaner aus Boston, wendet sich dem vom Lande und aus einer archaischen Familie stammenden Dienstmädchen Regine zu mit der Absicht, sie in Sitten wie im Wissen an das hohe Niveau der eigenen Familie anzupassen. Ehe jedoch Regines Bildungsprozess unter seiner Anleitung abgeschlossen ist, muss er für längere Zeit verreisen und Regine den Einflüssen der städtischen Gesellschaftskultur überlassen. Diese aber ist nicht mehr durch Tradition – exemplarisch für sie war die Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ –, sondern durch Moden und den Kunstmarkt charakterisiert. Regine kann sich davor nicht schützen, wird zum Modell einer bisexuellen Malerin, Bilder von ihr kommen in den Kunsthandel. Als Erwin zurückkehrt, hat sich Entscheidendes verändert: *„Die Wohnung stand offen und ganz still, und er ging leise durch die Zimmer. Verwundert fand er im*

Gesellschaftssaale eine große Neuigkeit: auf eigenem Postamente stand ein mehr als vier Fuß hoher Gipsabguss der Venus von Milo, ein Namenstagsgeschenk der drei Parzen; jede von ihnen besaß einen gleichen Abguss, der zu Dutzenden in Paris bestellt wurde; denn es war eine eigentümliche Muckerei im Kultus dieses ernstesten Schönheitsbildes aufgekommen; allerlei Lüsternes deckte sich mit der Anbetung des Bildes, und manche Damen feierten gern die eigene Schönheit durch die herausfordernde Aufrichtung desselben auf ihren Hausaltären. Erwin betrachtete einige Sekunden die edle Gestalt, die übrigens in ihrem trockenen Gipsweiß die Farbenharmonie des Saales störte. Aber wie überrascht stand er eine Minute später unter der Tür des Schlafzimmers, das er leise geöffnet, als er eine durchaus verwandte, jedoch vom farbigen Leben pulsierende Erscheinung sah. Den herrlichen Oberkörper entblößt, um die Hüften eine damaszierte Seidendraperie von blassgelber Farbe geschlungen, die in breiten Massen und gebrochenen Falten bis auf den Boden niederstarrte, stand Regine vor dem Toilettenspiegel und band mit einem schwermütigen Gesichtsausdruck das Haar auf, nachdem sie sich eben gewaschen zu haben schien. Welch ein Anblick! hat er später gesagt. Freilich weniger griechisch als venezianisch, um in solchen Gemeinplätzen zu reden. Aber auch welche Gewohnheit! Wie kommt die einfache Seele dazu, auf solche Weise die Schönheit zu spiegeln und die Venus im Saale nachzuäffen? Wer hat sie das gelehrt?“

Gottfried Keller erfasst mit dieser Szene sehr scharf, wie unter den Bedingungen der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft aus dem ästhetisch-erotischen Ideal griechischer Schönheit, welches die Goethezeit seit Winckelmann kultiviert hatte, in der Tat ein Idol geworden ist. Ein Idol, dem die Menschen sich anpassen um eines scheinbar Höheren willen, wobei sie aber ihre eigene Identität aufgeben. Hier beginnt, was später in der Moderne zum Starkult werden soll. Die alten mythischen Figuren werden instrumentalisiert nach den Gesetzen des Marktes, und der 1820 auf Melos gefundenen Venus-Skulptur, heute im Louvre ausgestellt, kommt dabei besondere Bedeutung zu.

In Kellers Text ist das Ende einer bestimmten Geschichte deutsch-griechischer Begegnungen markiert. Jedoch ist in Erinnerung zu rufen, dass dies nicht die einzige Entwicklungslinie gewesen ist. Kontrastiert wird sie wenigstens für einige Jahre des 19. Jahrhunderts durch die

sehr emotionale Anteilnahme der Deutschen an der Freiheitsbewegung der Hellenen. Neben den Glanz der antiken Schönheit trat nun die Begeisterung für den politischen Fortschritt, für die revolutionäre Bewegung. Zwar zeigte sich auch hier wieder eine erotisierende Ästhetik, nicht aber von nur privater, sondern von öffentlicher Bedeutung. Darum sei abschließend an Wilhelm Müller (1794 – 1827), den „Griechen-Müller“, erinnert und seinen Hymnus „Hellas und die Welt“:

*Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?*

*Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Seht die Brüste,
Die euch säugten
Mit der reinen Milch der Weisheit! -
Sollen Barbaren sie zerfleischen?
Seht die Augen,
Die euch erleuchteten
Mit dem himmlischen Strahle der Schönheit! -
Sollen sie Barbaren blenden?*

*Seht die Flamme,
Die euch wärmte
Durch und durch im tiefen Busen,
Dass ihr fühltet,
Wer ihr seid,
Was ihr wollt,
Was ihr sollt,*

*Eurer Menschheit hohen Adel,
Eure Freiheit! -
Sollen Barbaren sie ersticken?
Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Kommt und helfet frei sie machen,
Die euch alle frei gemacht!*

*Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?*

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

Von der Entdeckungsreise zur wissenschaftlichen Forschung. Deutsche Archäologen in Griechenland

Reinhard Senff, Athen

Im Zuge des neu erwachenden Interesses von Kunstliebhabern, Architekten und Gelehrten an den Hinterlassenschaften des antiken Griechenland kam es am Anfang des 19. Jh. zu einer Intensivierung von Reisen dorthin¹. Vorher war nur wenigen Interessierten der Zugang zu dem unter osmanischer Herrschaft stark abgeschlossenen Land gelungen. Zu nennen wären in dieser Hinsicht vor allem Ciriaco de Pizzicolti, besser bekannt als Kyriakus von Ancona, der um die Mitte des 15. Jh. mehrmals Griechenland bereiste und dem wir aus dem Jahre 1437 die älteste Zeichnung der damals noch weitgehend intakten Westseite des Parthenon mit seinen Giebelskulpturen verdanken².

¹ Aus der Fülle der Literatur zu frühen Entdeckungsreisen nach Griechenland können nur einige der wichtigsten Zusammenstellungen genannt werden: M. Wegner, *Altertumskunde* (1951) 46 f., 75 ff.; C. Ph. Bracken, *Antikenjagd in Griechenland 1800-1830* (1977); H.A. Stoll (Hrsg.), *Entdeckungen in Hellas. Reisen deutscher Archäologen in Griechenland, Kleinasien und Sizilien* (1979); F.-M. Tsigakou, *Das wiederentdeckte Griechenland in Reiseberichten und Gemälden der Romantik* (1982); W. Hautumm (Hrsg.), *Hellas. Die Wiederentdeckung des klassischen Griechenland* (1983); F.-W. Hamdorf, *Reisen in Griechenland – Eine Chronik der Wiederentdeckung*, in: *Ein griechischer Traum*, Leo von Klenze. *Der Archäologe*, Ausst. Kat. München (1985), 247 ff.; U. Jantzen, *Einhundert Jahre Athener Institut 1874-1974* (1986), 3 ff.; L. Navari u.a., *Greek Civilization through the Eyes of Travellers and Scholars. From the Collection of Dimitris Contominas* (2004). Eine kritische Darstellung der deutschen Archäologie mit einer Beleuchtung der kulturpolitischen Hintergründe gibt S. Marchand, *Down from Olympus. Archaeology and Philhellenism in Germany, 1750-1970* (1996). Zu den genannten deutschen Archäologen vgl. die Kurzbiographien in: R. Lullies, W. Schiering, *Archäologenbildnisse* (1988), im Folgenden zitiert als: *Archäologenbildnisse*.

² Zu Kyriakus von Ancona vgl. Wegner a.O. 46 f.; J. Colin, *Cyriaque d'Ancone. Le voyageur, le marchand, l'humaniste* (1981), Hamdorf a.O. 248 f.

Im späten 17. und 18. Jh. waren es vor allem Franzosen und Briten, die durch ihre Autopsie Kenntnisse von noch sichtbaren Ruinen der sonst nur aus der Literatur bekannten Städte und Heiligtümer des antiken Griechenlands nach Mittel- und Nordeuropa vermittelten. So 1676 Jacob Spon (1647-1685), ein Arzt aus Lyon, oder der Marquis de Nointel, in dessen Gefolge der Zeichner Jaques Carrey 1674 die unschätzbaren Aufnahmen der Parthenonskulpturen herstellte, bevor das Gebäude durch die Explosion des darin untergebrachten Pulvermagazins bei der venezianischen Belagerung im September 1687 stark in Mitleidenschaft gezogen wurde³.

Immerhin kennen wir aus dem Jahre 1674 aber auch eine knappe Beschreibung Athens von einem Deutschen, dem aus Ostpreußen stammenden Johann Georg Transfeldt, allerdings keinem Kunstliebhaber, sondern einem Soldaten, der auf der Flucht aus türkischer Gefangenschaft die Stadt passierte⁴.

Es blieb den Briten vorbehalten, vor allem der Society of Dilettanti, die ersten Bauaufnahmen antiker griechischer Architektur von wissenschaftlicher Genauigkeit zu publizieren. Die beiden nach Griechenland gesandten Architekten James Stuart und Nicholas Revett veröffentlichten 1762-1816 in 4 Bänden ihr Werk „The Antiquities of Athens Measured and Delineated“⁵.

Erst 1810 treten Deutsche mit einer ähnlichen Expedition auf den Plan. In der Zwischenzeit hatten nur wenige Privatleute Griechenland besucht, so 1768 Johann Riedesel, Freiherr zu Eisenach, 1802 Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall und 1803 Jakob Levi Salomonson Bartholdy zusammen mit Georg Christian Gropius⁶.

1810 kamen Otto Magnus von Stackelberg und Carl Haller von Hallerstein zusammen mit anderen an der Antike interessierten

³ Zu Spon, Carrey und den anderen Genannten vgl. Wegner, a.O. 78 ff., D. Thimme, *The Carrey Drawings of the Parthenon Sculptures* (1971); Hamdorf a.O. 250 f.; R. Etienne, J.-C. Mossière, *Jacob Spon. Un humaniste Lyonnais du XVIIème siècle* (1993).

⁴ Zu Transfeldt s. A. Michaelis, *J.G. Transfeldts Examen reliquarum antiquitatum Atheniensium*, AM 1, 1876, 102 ff.; Hamdorf a.O. 250; Jantzen a.O. 4.

⁵ Zu den Aktivitäten der Society of Dilettanti und den beiden Architekten Stuart und Revett s. Wegner, a.O. 129; D. Wiebenson, *Sources of Greek Revival Architecture* (1969) 1 ff.; Hamdorf a.O. 252.

⁶ Hamdorf a.O. 253 ff.; Jantzen a.O. 5 f.

Europäern nach Griechenland und führten Bauuntersuchungen an mehreren Orten durch, vor allem auf Ägina und Melos, in Bassä und Athen, wo erste Ausgrabungen stattfanden⁷. Das Interesse der damaligen Zeit richtete sich hauptsächlich auf die Aufnahme noch erhaltener antiker Architekturreste, oder noch unmittelbarer auf den Erwerb von Skulpturen für die damals vielerorts in Nordeuropa entstehenden Sammlungen⁸. Bekanntestes Beispiel ist ja der Abtransport der Parthenonskulpturen durch Lord Elgin 1801-1803⁹. In diesem Zusammenhang ist als größeres Unternehmen von deutscher Seite die unter abenteuerlichen Umständen geglückte Erwerbung der Giebelskulpturen des Aphaia-tempels von Ägina durch Martin von Wagner im Jahre 1812 zu nennen (Abb. 1)¹⁰. Die Statuen wurden dann im folgenden Jahr von Ludwig I von Bayern als Grundstock der Skulpturensammlung in der Münchner Glyptothek angekauft.

Eine Unterbrechung, gleichzeitig mit der Folge einer Intensivierung und weiteren Verbreitung der Kenntnisse von den Hinterlassenschaften der Antike, bedeutete der griechische Freiheitskampf von 1821 bis 1829. Der Krieg brachte die Unabhängigkeit Griechenlands mit einer eigenen Regierung unter dem 1832 gewählten König Otto I aus dem Hause Wittelsbach¹¹. Und damit traten in der nachfolgenden, allerdings recht kurzen Regierungszeit des bayerischen Königs bis 1862, als in vielen

⁷ H. Bankel (Hrsg.), Carl Haller von Hallerstein (1774-1817) (1971); ders., Carl Haller von Hallerstein in Griechenland. 1810-1817 (1986); Hamdorf a.O. 257. Zu Haller und Stackelberg vgl. Archäologenbildnisse 16 f.

⁸ C. Ph. Bracken, *Antiquities acquired. The Spoliation of Greece* (1975); dies. *Antikenjagd in Griechenland, 1800-1830*, (1977).

⁹ Aus der Fülle der Literatur über Elgin und die Parthenonskulpturen s. W. L. St. Clair, *Lord Elgin and the Marbles* (1967); M. Pavan, *L'avventura del Partenone. Un monumento nella storia* (1983) 267 ff.; Hamdorf a.O. 254.

¹⁰ R. Wünsche, in: K. Vierneisel, G. Leinz (Hrsg.) *Glyptothek München 1830-1980. Jubiläumsausstellung zur Entstehungs- und Baugeschichte der Glyptothek München* (1980) 49 ff: 30 f.; G. Leinz, ebda. 90 f.; R. Wünsche in: R. Baumstark (Hrsg.), *Das neue Hellas. Griechen und Bayern zur Zeit Ludwigs I.* (2000), 7 ff.

¹¹ Zu dieser gerade skizzierten ersten Periode des noch weitgehend laienhaften Umgangs mit der Antike vgl. zuletzt den Katalog der Ausstellung „Apo tin Archaiolatria ston Filellinismo“, *Ethniko Istoriko Mouseio, Athina* (2005).

Sektoren deutsche Modelle den Aufbau des griechischen Staates prägten, Deutsche auch im Bereich der Altertumsforschung hervor¹².



Abb. 1: Der Aphaiatempel von Aegina während der Ausgrabung. Stich von R. Brandard nach W. Turner 1835

1833 wurde erstmals ein Denkmalschutzamt gegründet, dem 1834-36 der Holsteiner Ludwig Ross als Generalephoros vorstand (Abb.2)¹³. Eine damals erstmalig vorgenommene Einrichtung von Ephorien in ganz Griechenland war zwar zum Schutz der Denkmäler eine dringende Notwendigkeit, brachte aber nicht den gewünschten Erfolg,

¹² Zum Aufbau des griechischen Staates vgl. die Beiträge in dem von A. Papageorgiou-Venetas herausgegebenen Tagungsband: Das ottonische Griechenland. Aspekte der Staatswerdung (2002). Zu archäologischen Forschungen in dieser Zeit vgl. K. Fittschen, Archäologische Forschungen in Griechenland zur Zeit König Ottos (1832 bis 1862), in: Baumstark (Hrsg.) a.O. 133 ff.

¹³ Zu Ludwig Ross vgl. Archäologenbildnisse 29 f.; H.R. Goette, O. Palagia (Hrsg.), Ludwig Ross in Griechenland 1833-1843. Internationales Kolloquium Athen 2.-3. Oktober 2002 (2005); I.A. Minner, Ewig ein Fremder im fremden Land. Ludwig Ross (1806-1859) und Griechenland, Peleus 36 (2006).

da die drei Ephorien Peloponnes, Festland und Inseln für einen effektiven Schutz und eine weitergehende Erforschung der Denkmäler einfach zu groß waren. Der neu gegründete archäologische Dienst war auch finanziell schlecht ausgestattet. So fehlte es vor allem an Geld für die Unterbringung der Antiken. Es waren zwar überall Museen geplant, ausgeführt wurde aber keines, so dass die Funde in Schulen, Kirchen oder Rathäusern untergebracht werden mussten. In Athen diente diesem Zweck zunächst das gut erhaltene, da zur Kirche umgewandelte Theseion oberhalb der Agora.



Abb. 2: L. Ross, Bleistiftzeichnung von E.Schaubert

Unter der Leitung von Ross fanden die ersten Tiefgrabungen auf der Akropolis von Athen statt, nachdem es gelungen war, den bisher als Festung genutzten Felsen zu entmilitarisieren und die vielen jüngeren

Gebäude in den antiken Ruinen abzureißen¹⁴. Ross Nachfolger im Amt des Generalephoros, Kyriakos Pittakis hat diese Arbeiten fortgesetzt¹⁵. Damals begann auch die Rekonstruktion der teilweise in den Befestigungen der Akropolis verbauten antiken Tempel.

Im Zusammenhang der Neugestaltung ihres ehemaligen kultischen Zentrums ist auch der Aufbau der im Befreiungskrieg völlig verwüsteten Stadt Athen nach einem neuen Generalplan zu nennen. Von mehreren Entwürfen für das Schloss und den Straßenplan wurde schließlich derjenige der beiden Architekten Stamatios Kleanthes und Eduard Schaubert verwirklicht¹⁶. Den Stellenwert der Beschäftigung mit der Gestaltung der neuen Hauptstadt zeigt die Tatsache, dass sich namhafte deutsche Architekten wie Leo von Klenze und Friedrich Schinkel mit den Entwürfen beschäftigten¹⁷.

Ganz im Sinne des Klassizismus werden in der regelmäßigen Stadtanlage nun Blickachsen auf die wichtigsten antiken Bauten geschaffen, wie man ja auch heute noch bei einem Besuch der Innenstadt von Athen trotz der inzwischen wesentlich höheren und dichtereren Bebauung feststellen kann.

Damals wurde auch versucht, nicht nur einzelne Denkmäler in der Bebauung auszusparen, sondern um die Akropolis herum einen regelrechten archäologischen Park zu schaffen¹⁸. Ein Unternehmen, das aber aufgrund des versäumten Ankaufs des Areals durch den Staat bald einer unregelmäßigen Nutzung zum Opfer fiel. Erst vor kurzem ist

¹⁴ Fittschen a.O. 137 ff.; W.-D. Niemeier, Ludwig Ross – Wegbereiter der Altertumswissenschaften, in: Goette, Palagia (Hrsg.) a.O. 4 f.

¹⁵ A. Kokkou, Ludwig Ross kai Kyriakos Pittakis. Dio protergates tis ellinikis archaiologias, ebda. 63 ff.; Fittschen a.O. 139 ff.

¹⁶A. Papageorgiou-Venetas, Bauen in Athen: Neue Wege des Klassizismus. Gestaltungsprinzipien deutscher Baumeister am Beispiel der Entwürfe für die Athener Residenz (1832-1836), Thetis 4, 1997, 165 ff.; ders. „Ottonopolis“ oder das Neue Athen. Zur Planungsgeschichte der Neugründung der Stadt im 19. Jahrhundert, in: Baumstark a.O. 69 ff.

¹⁷ Zum Wirken Klenzes vgl. Hamdorf in: Ein griechischer Traum. Leo von Klenze. Der Archäologe, Ausst. Kat. München (1985) 163 ff.; A. v. Buttler, Klenze versus Schinkel: Projekte für das Athener Schloß, in: Baumstark (Hrsg.) a.O. 91 ff.; A. Papageorgiou-Venetas, Klenze und Griechenland, Thetis 7, 2000, 202 ff.

¹⁸ A. Papageorgiou-Venetas, Athens: Modern Planning in a Historic Context. Planning Initiatives and their Impact on the Gradual Creation of the Cultural-Archaeological Park of the City, Thetis 5/6, 1999, 265 ff.

in der Vorbereitung auf die Olympiade 2004 eine solche Parklandschaft wenigstens im beschränkten Umfang realisiert worden. Unter der wittelsbachischen Regentschaft sehen wir die Einrichtung wichtiger Institutionen zur Erforschung, Pflege und Bewahrung antiker Denkmäler, aber auch zur Verbreitung der Kenntnisse, allen voran die 1837 gegründete Universität, an der nun eine Reihe in Deutschland ausgebildeter Wissenschaftler (Griechen und Deutsche) lehrten¹⁹. Im selben Jahr wurde auch die noch heute bestehende „Archeologiki Eteria“ gegründet, die nach dem Ende der Regierung Ottos die archäologischen Arbeiten fortsetzte.

Zugleich beginnt aber auch ein starker Besucherstrom von deutschen Reisenden, Architekten und Altertumswissenschaftlern. An erster Stelle ist hier Friedrich Thiersch zu nennen, der auf seinen zahlreichen Reisen in Griechenland auch erste Ausgrabungen in Mykene, Tiryns, Nemea, dem Aphaiaheiligtum von Ägina und Delphi durchführte²⁰.

1837 hielt sich der Berliner Archäologe Eduard Gerhard und 1842 Friedrich Gottlieb Welcker aus Bonn in Griechenland auf²¹. Beide veröffentlichten ihre Erfahrungen einige Jahre später.

Erstmalig Abbildungen enthielt das 1843 postum publizierte Buch Karl Otfried Müllers „Archäologische Mitteilungen aus Griechenland, I: Athen, Antiken-Sammlung“²². Müller hatte ebenfalls Ausgrabungen in Delphi durchgeführt.

Neben zahlreichen anderen wären hier noch besonders Johann Jacob Bachofen oder Peter Forchhammer zu nennen, denen nicht nur

¹⁹ F. Dölger, Idee, Gestalt und Aufgabe der griechischen Universitäten (1962); E. Turczynski, Bayerns Anteil an der Befreiung und am Staatsaufbau Griechenlands, in: Baumstark (Hrsg.) a.O. 50 ff.; H. M. Kirchner, Friedrich Thiersch und die Gründung der Otto Universität, in: Papageorgiou-Venetas (Hrsg.) a.O. 179 ff.

²⁰ Hamdorf a.O. 260. Zum Folgenden vgl. auch U. Jantzen a.O. 11 f.; Fittschen in: Baumstark (Hrsg.) a.O. 143 f.

²¹ Wegner a.O. 198 ff.; Hamdorf a.O. 262; Archäologenbildnisse 18 ff.

²² Wegner a.O. 199 f.; Hamdorf a.O. 262; Archäologenbildnisse 23 f.; K. Fittschen, Karl Otfried Müller und die Archäologie, in: W. M. Calder III, R. Schlesier (Hrsg.), Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller und die antike Kultur (1998) 187 ff.; ders., Karl Otfried Müller in Delphi, Georgia Augusta 74 (2001) 35 ff.; ders. Griechenland und der Orient – Ludwig Ross gegen Karl Otfried Müller, in: Goette, Palagia (Hrsg.) a.O. 251 ff.

Reiseberichte, sondern wichtige wissenschaftliche Entdeckungen zu verdanken sind²³.

Für die spätere wissenschaftliche Erforschung der griechischen Altertümer ist aber vor allem Ernst Curtius wichtig geworden²⁴. Er kam 1837 als Hauslehrer von Christian August Brandis, dem Berater von König Otto, nach Athen. In seiner Zeit in Griechenland bis 1840 bereiste er ausgiebig die Peloponnes und veröffentlichte seine auch heute noch wichtigen Erfahrungen 1851/52 in einem zweibändigen Werk. Damals kam er auch nach Olympia und das sollte für die zukünftige Arbeit deutscher Archäologen in Griechenland von grundlegender Bedeutung werden.

Olympia war seit der Spätantike nur noch durch die literarische Überlieferung bekannt²⁵. 1766 gelang dem Engländer Richard Chandler die Identifizierung der Lage des antiken Heiligtums, das von den Schwemmschichten der Flüsse Alpheios und Kladeos völlig überdeckt war. 1829 führten französische Gelehrte während des griechischen Freiheitskrieges eine erste Grabung am Zeustempel durch. Die damals gefundenen Skulpturen gelangten daraufhin in den Louvre.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland verfolgte Curtius hartnäckig die schon auf J. J. Winckelmann zurückgehende Idee einer Ausgrabung Olympias. In einer berühmt gewordenen Rede in der Berliner Singakademie vermochte er 1852 das preußische Herrscherhaus für seine Pläne zu gewinnen und eine Finanzierungszusage zu erhalten. Das Unternehmen musste zwar wegen des Krimkrieges 1854-56 und dann wegen des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 zurückgestellt werden, aber schließlich war es soweit. 1873 nahmen Vertreter des deutschen

²³ Wegner a.O. 222 ff; Hamdorf a.O. 263 ff.; Archäologenbildnisse 41 f., 27 f.; Jantzen a.O. 11.

²⁴ Hamdorf a.O. 262, Archäologenbildnisse 39 f.

²⁵ Zur Geschichte der Entdeckung und Ausgrabung von Olympia vgl. R. Weil, Geschichte der Ausgrabung in Olympia, Olympia 1 (1897); H.-V. Herrmann, Olympia. Heiligtum und Wettkampfstätte (1972) 200 ff.; B. Fellmann, Die Wiederentdeckung Olympias, in: Hundert Jahre deutsche Ausgrabungen in Olympia, Ausstellungskatalog München 1972, 27 ff.; A. Mallwitz, Olympia und seine Bauten (1972) 292 f.; Marchand a.O. 77 ff.

Reiches mit der griechischen Regierung Verhandlungen zum Zwecke einer langfristigen Grabung auf und 1874 kam es dann zur Unterzeichnung eines Vertrages²⁶. Der Abschluss eines solchen Vertrages zu Beginn der Arbeiten war eine Neuerung im Umgang mit den Antiken, denn er regelte ausdrücklich, dass die Fundstücke im Besitz des Herkunftslandes verblieben. Seine Bestimmungen gehen letztlich auf das am 22.Mai 1834 erlassene „Gesetz, die wissenschaftlichen artistischen Sammlungen des Staates, ferner die Auffindung und Erhaltung der Altertümer sowie deren Benützung betreffend“, zurück, das in dieser Form bis 1899 gültig blieb²⁷. Der Artikel 61 besagte: „Alle in Griechenland aufgefundenen Antiquitäten sind als von den hellenischen Vorfahren herkommend als gemeinsames Nationalgut aller Hellenen zu betrachten“ und der Artikel 76, dass keine Antiquitäten „ohne Autorisierung der Staatsregierung“ ins Ausland gebracht werden durften. Lediglich so genannte Doubletten konnten den Ausgräbern überlassen werden.

Mit dem Beginn der Grabung in Olympia 1874 befinden wir uns in einem neuen Abschnitt der Erforschung griechischer Altertümer. Auf die erste Phase der abenteuerlichen Entdeckungsreisen und Antikenerwerbungen folgte nach Gründung des modernen griechischen Staates erstmals eine geregelte Untersuchung der Antiken, und nunmehr kommt es zur Etablierung ausländischer archäologischer Unternehmungen, die unter den Bestimmungen der griechischen Antikengesetze umfangreiche Forschungen und Ausgrabungen durchführen. Zunächst war Olympia jedoch keine Unternehmung des DAI, denn das gab es in Griechenland noch nicht. Das Geld für diese Grabung kam von den Berliner Museen bzw. aus der Privatschatulle des Kaisers.

Für das neu gegründete Deutsche Reich war die Ausgrabung von Olympia eines seiner wichtigsten Prestigeobjekte und sollte nach dem gewonnenen Krieg „das erste Friedenswerk des Deutschen Reiches

²⁶ Zum Olympiavertrag und den Hintergründen des Projektes vgl. Kalpaxis, Die Vorgeschichte und die Nachwirkung des Olympia-Vertrages, in: H. Kyrieleis (Hrsg.) Olympia 1875-2000. 125 Jahre Deutsche Ausgrabung (2002) 19 ff.; L. Klinkhammer, Großgrabung und große Politik, ebda. 31 ff., bes. 39 ff.; R. vom Bruch, Internationale Forschung, Staatsinteresse und Parteipolitik, ebda. 9 ff., bes. 13 f.

²⁷ Vgl. dazu Fittschen in: Baumstark (Hrsg.) a.O. 140 ff.

werden“. Neben wissenschaftlichen Erkenntnissen erhoffte man sich von der Forschung an diesem „Mittelpunkt des hellenischen Nationallebens und Bewusstseins“ auch eine positive Wirkung für die Bildung eines eigenen Nationalgefühls.

Die große Anteilnahme der Öffentlichkeit und die gute Organisation bei der Durchführung der Arbeiten, die sorgfältigen Aufzeichnungen der Ausgräber und ihre regelmäßigen Berichte an das Direktorium des Unternehmens in Berlin führten zu einem raschen Bekanntwerden der Ergebnisse und schließlich zu einer ersten, umfassenden Publikation in den Jahren 1890 bis 1897²⁸.

Maßgebend war dabei seit 1877 vor allem W. Dörpfeld, der zunächst als Architekt auf die Grabung gekommen war, dessen präzise Arbeitsweise aber schon bald maßgeblich auch für die archäologische Dokumentation wurde (Abb. 3)²⁹.

Als einer der ersten führte Dörpfeld präzise Schichtbeobachtungen durch, nicht nur in Olympia, sondern auch an seinen anderen Wirkungsstätten wie Troja oder Mykene, wo ohne seine Mitwirkung wichtige Informationen verloren gegangen wären (Abb. 4).

Als erstes archäologisches Großprojekt dieser Art war die Ausgrabung von Olympia auf die vollständige Freilegung des Heiligtums angelegt, von der man sich zwar auch viele wertvolle Funde versprach, darüber hinaus aber Erkenntnisse für das Gesamtbild eines antiken Heiligtums in allen seinen Funktionszusammenhängen. Zwar wurde die Hoffnung auf reiche Funde nicht in dem Maße erfüllt, wie man es sich vorgestellt hatte, denn nur wenige der in der antiken Literatur erwähnten Kunstwerke, wie die Nike des Paionios oder der Hermes des Praxiteles, wurden auch tatsächlich gefunden.

²⁸ Dazu ausführlich B. Söseemann, Olympia als publizistisches National-Denkmal, in: Kyrieleis (Hrsg.) a.O. 49 ff.

²⁹ P. Goessler, Wilhelm Dörpfeld. Ein Leben im Dienst der Antike (1951), Archäologenbildnisse 112 f.; vgl. K. Herrmann, Bauforscher und Bauforschung in Olympia, in: Kyrieleis (Hrsg.) a.O. 110 ff., bes. 112 ff.; Verf., Wilhelm Dörpfeld in Olympia, in: L.-M. Günther (Hrsg.) Olympia und seine Spiele (2004) 97 ff.

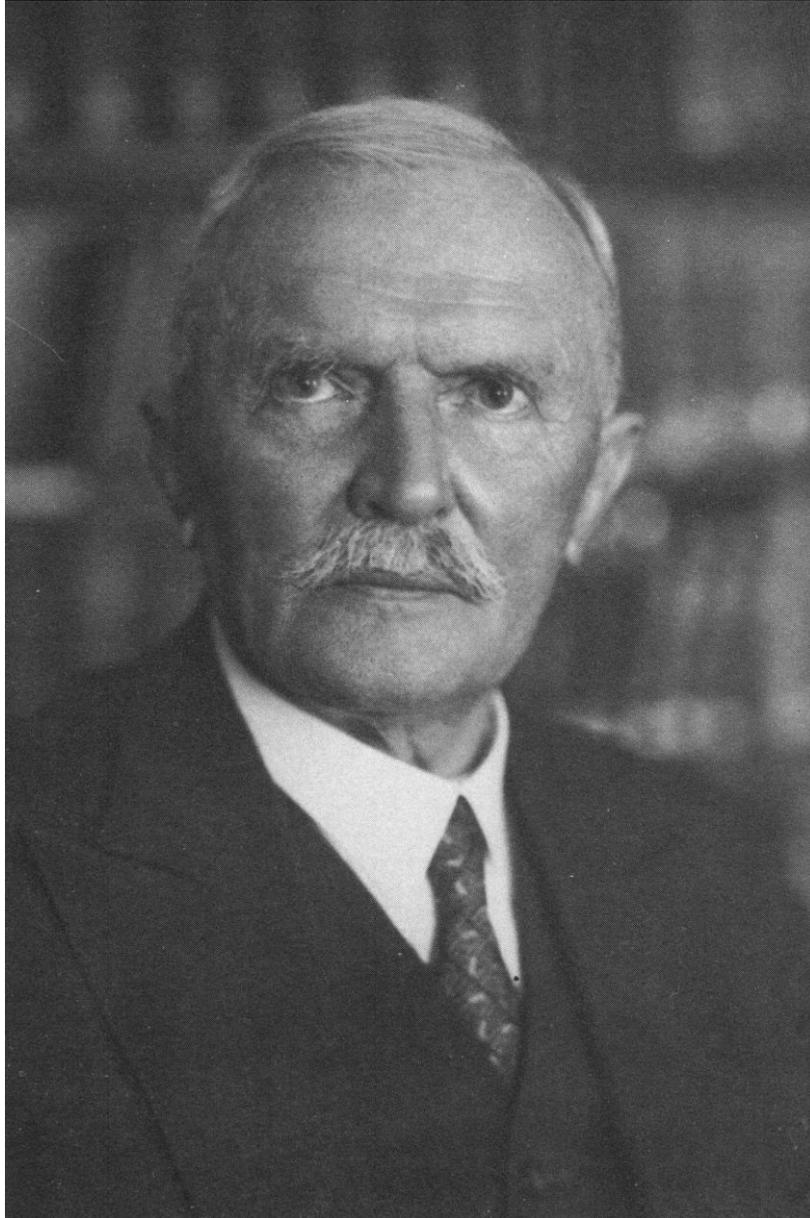


Abb. 3: Wilhelm Dörpfeld

Die meisten Skulpturen waren aus wertvollen Metallen hergestellt gewesen und nach dem Ende der Antike eingeschmolzen worden. Und mit den originalen Werken der Geometrischen Zeit, den Tausenden von Ton- und Metallstatuetten, den Terrakotten der Archaik und der Bauplastik des Strengen Stils konnte man anfangs nicht so recht etwas anfangen.

Dennoch waren die Ergebnisse zur Topographie und Architektur eindrucksvoll, und die darauf folgende Beschäftigung mit den

Einzelfunden sollte neue, unbekannte Bereiche der griechischen Kunst und Kultur erschließen³⁰.

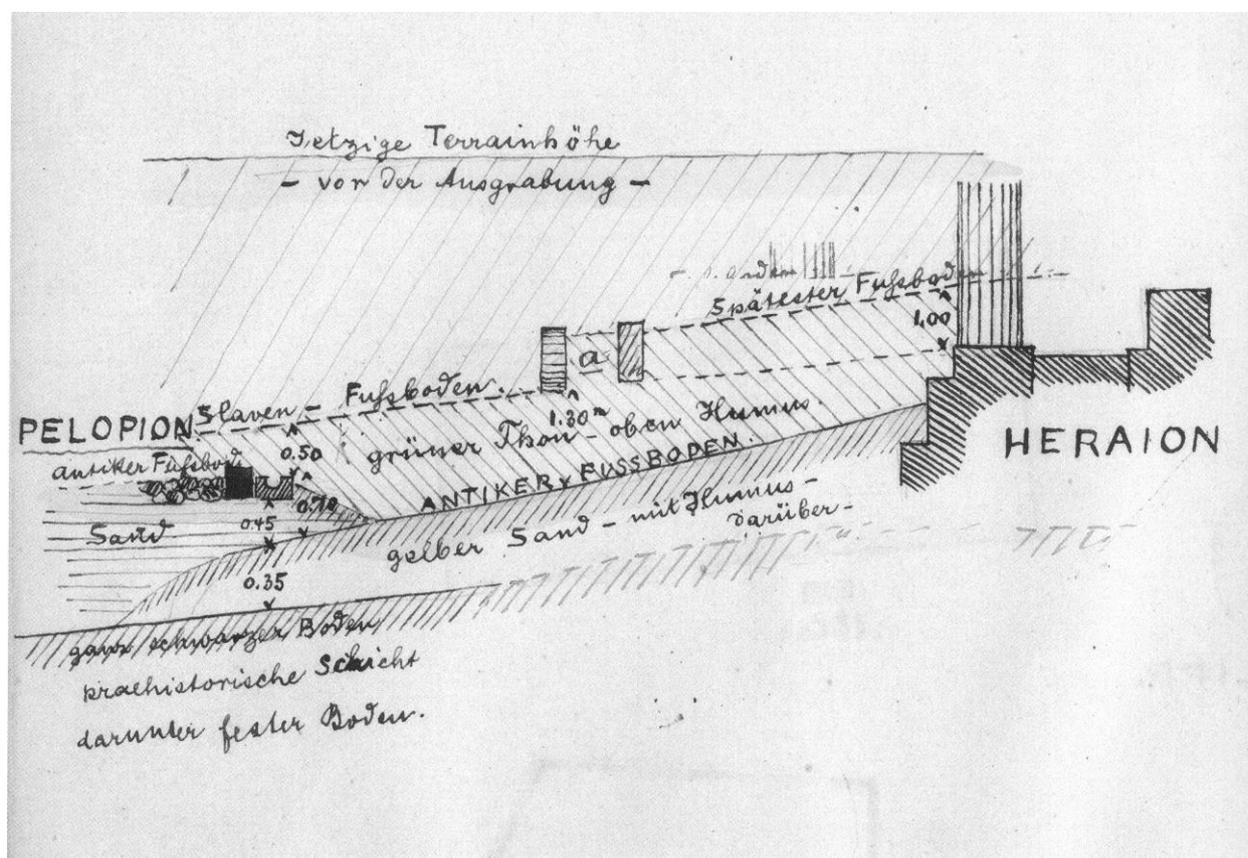


Abb. 4: Olympia, Erdschichten zwischen Heraion und Pelopion, W. Dörpfeld 1880

Fast gleichzeitig mit dem Beginn der Grabung in Olympia war 1874 unter maßgeblicher Beteiligung von L. Curtius das noch heute bestehende Deutsche Archäologische Institut gegründet worden, nach der 1846 von den Franzosen eingerichteten „École française d’Athènes“ die zweitälteste ausländische archäologische Forschungseinrichtung in Athen³¹.

Das DAI Athen hat seither zahlreiche Forschungen, Ausgrabungen und Surveys in Griechenland durchgeführt, von denen ich hier nur

³⁰ Vgl. dazu A.H. Borbein, Olympia als Experimentierfeld archäologischer Methoden, in: Kyrieleis (Hrsg.) a.O. 163 ff.

³¹ Zur Geschichte des DAI Athen vgl. Jantzen a.O. passim; L. Wickert, Beiträge zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1879 bis 1929 (1979), 83 ff.

wenige exemplarisch nennen kann³². Daneben haben viele deutsche Forscher sich schon früh an Unternehmungen unter griechischer Leitung oder in Zusammenarbeit mit griechischem Kollegen beteiligt. So hat G. Kawerau zusammen mit W. Dörpfeld für die Griechische Archäologische Gesellschaft Ausgrabungen auf der Akropolis in Athen durchgeführt³³. Dörpfeld gelangen dort wichtige Entdeckungen wie die Identifizierung des Fundamentes vom ältesten Athenatempel³⁴. Und auch an der Veröffentlichung wichtiger Gruppen von Denkmälern aus den Grabungen waren deutsche Forscher beteiligt, so legte Th. Wiegand 1904 die archaische Porosarchitektur der Akropolis in noch immer mustergültiger Weise vor und H. Schrader publizierte zusammen mit E. Langlotz und anderen die archaischen Marmorbildwerke³⁵.

Neben einer Vielzahl von zeitlich begrenzten Untersuchungen gibt es mehrere große Projekte, die inzwischen auf eine lange Tradition zurückblicken können. Eines der wichtigsten, das heute durch das DAI Athen betreut wird, ist nach wie vor die Ausgrabung von Olympia. Natürlich ist der Umfang der heutzutage freigelegten Flächen aufgrund der gesteigerten Ansprüchen an eine präzise Dokumentation der Stratigraphie und der Fundumstände aller Objekte nicht mehr mit den Großgrabungen des 19. Jh. zu vergleichen. Was damals in großen Mengen ausgegraben wurde, kann aber heute durch verfeinerte Beobachtungen besser zeitlich eingeordnet und gedeutet werden, wie z.B. die neuerliche Untersuchung der bereits von

³² Jantzen a.O. 15 ff. Eine topographische Übersicht der Forschungsunternehmen des DAI in Griechenland bis zum Jahre 1974 gibt Jantzen a.O. 88 ff.

³³ P. Kavvadias, G. Kawerau, Die Ausgrabungen der Akropolis im Jahre 1885 bis zum Jahre 1895 (1906/07).

³⁴ W. Dörpfeld, Der alte Athena-Tempel auf der Akropolis zu Athen, AM 10, 1885, 275 ff.; AM 11, 1886, 337 ff.; AM 12, 1887, 25 ff.; 190 ff.; AM 15, 1890, 420 ff.; AM 22, 1897, 159 ff. Auch Dörpfelds Publikation des Erechtheion ist noch immer von grundlegendem Wert, W. Dörpfeld, Erechtheion (1942).

³⁵ Th. Wiegand, Die archaische Porosarchitektur der Akropolis zu Athen (1904); H. Schrader (Hrsg.), Die archaischen Marmorbildwerke der Akropolis (1939). Vgl. dazu Jantzen a.O. 30. Zu Wiegand vgl. C. Watzinger, Theodor Wiegand, ein deutscher Archäologe 1864-1936 (1944), Archäologenbildnisse 154 f., zu Schrader ebda. 170 ff., zu Langlotz ebda. 268 f.

Dörpfeld partiell freigelegten prähistorischen Bauten in Olympia zeigt³⁶.

1937 waren die Ausgrabungen in Olympia nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommen worden, finanziert aus dem Dispositionsfond Hitlers, der sich von dem neuen Engagement am Ort der Olympischen Spiele des Altertums eine positive propagandistische Wirkung für die von den Nationalsozialisten in Berlin veranstalteten versprach³⁷. Die aus diesem Grunde im Stadion begonnene Ausgrabung brachte unerwartet große Mengen von Votiven ans Licht, die eine neue Seite des Heiligtums bekanntmachten³⁸.

Trotz der Eingriffe in die Personalstruktur des DAI während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gelang es weitgehend, die wissenschaftlichen Ziele der Ausgrabungen zu verfolgen und Aktivitäten konkurrierender politischer Institutionen, wie die vom Amt Rosenberg begonnenen Ausgrabungen, zu verhindern³⁹. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges ist es der Unterstützung griechischer Kollegen, vor allem Chr. und S. Karousos zu verdanken, dass das DAI Athen schon bald sein altes Gebäude und seine Bibliothek weitgehend intakt zurückerhielt.

Die Arbeiten in Olympia konnten 1952 unter der Leitung von E. Kunze mit A. Mallwitz als Bauforscher fortgesetzt werden und haben nicht nur zu beeindruckenden Neufunden, sondern auch zu einer Reihe grundlegender Publikationen des reichen Fundmaterials geführt⁴⁰.

³⁶ J. Rambach, Olympia. 2500 Jahre Vorgeschichte vor der Gründung des eisenzeitlichen griechischen Heiligtums, in: Kyrieleis (Hrsg.) a.O. 177 ff.; H. Kyrieleis, Zu den Anfängen des Heiligtums in Olympia, ebda. 213 ff.

³⁷ Vgl. dazu Marchand a.O. 352 f.

³⁸ Zu diesem Abschnitt der Olympia-Grabung s. Fellmann a.O. 45 ff.; Jantzen a.O. 49 ff.; H. Kyrieleis, Abteilung Athen, in: K. Bittel u.a., Beiträge zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1929 bis 1979, Teil 1 (1979), 47 f.

³⁹ Zur Geschichte des DAI in der Zeit des Nationalsozialismus s. K. Junker, Das archäologische Institut des Deutschen Reiches zwischen Forschung und Politik. Die Jahre 1929 bis 1945 (1997), bes. 20 ff.; Kyrieleis a.O. 45 ff.; Jantzen a.O. 47 ff.; Marchand a.O. 344 ff.

⁴⁰ Jantzen a.O. 61 ff., zu Mallwitz vgl. Archäologenbildnisse 325 f.; ausführliche Berichte über die Grabungen in Olympia werden seit 1937 in der Reihe: Berichte über die Ausgrabungen in Olympia veröffentlicht, die verschiedenen Gattungen des Fundmaterials seit 1944 in der Reihe: Olympische Forschungen.

Neben der Ausgrabung gehört auch die Restaurierung und ggf. Rekonstruktion des Freigelegten zum Tätigkeitsbereich der Archäologen. Als zwei der zuletzt abgeschlossenen größeren Projekte seien hier die Aufrichtung einer der Peristasis-Säulen des Zeustempels in Olympia, die im April 2005 eingeweiht werden konnte, und die im November letzten Jahres abgeschlossene Teilrekonstruktion des Philippeion erwähnt.

Am Ende des 19. Jh. haben deutsche Archäologen in Griechenland nicht nur erheblich zu einer Verfeinerung der Grabungsmethodik und –dokumentation beigetragen. Auch die Entdeckung und Erforschung bisher unbekannter alter Perioden der griechischen Geschichte, der Bronzezeit und des Neolithikums, die man bisher nur für mythische Erfindungen gehalten hatte, waren sie maßgeblich beteiligt.

Eines der ältesten bedeutenden deutschen Projekte, das inzwischen unter der Leitung von J. Maran steht, ist die Ausgrabung im bronzezeitlichen Tiryns⁴¹. H. Schliemann hatte hier 1876 mit Ausgrabungen begonnen und dann gemeinsam mit W. Dörpfeld bis 1885 fortgesetzt⁴². Ab 1905 haben dann Dörpfeld und andere bis 1929 und schließlich nach einer längeren Unterbrechung ab 1967 U. Jantzen die Grabungen weitergeführt⁴³.

Grabungen in Mykene, die Schliemann 1874 begonnen hatte, und die noch zu seinen Lebzeiten mit reichen Funden belohnt worden waren, wurden von Angehörigen des DAI noch bis nach 1933 betreut und sind inzwischen von anderen archäologischen Instituten übernommen worden⁴⁴.

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass von Athen aus ja bis zur Gründung des DAI Istanbul im Jahre 1929 auch viele der

⁴¹ Jantzen a.O. 24; 64; 67 f.; ders. (Hrsg.), Führer durch Tiryns (1975), zur Grabungsgeschichte ebda. 8 ff.

⁴² Veröffentlicht in H. Schliemann, Mykene. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns (1878) 1 ff; ders., W. Dörpfeld, Tiryns, der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen (1886). Zu Schliemann vgl. E. Meyer, Heinrich Schliemann. Kaufmann und Forscher (1969), H. Döhl, Heinrich Schliemann. Mythos und Ärgernis (1981), Archäologen-bildnisse 45 f.;

⁴³ Die Ergebnisse der Ausgrabungen des DAI werden seit 1912 in der Reihe: Tiryns veröffentlicht.

⁴⁴ Eine knappe Übersicht über die Geschichte der Grabungen in Mykene gibt G. E. Mylonas, Mycenae. Rich in Gold (1983) 17 ff.

deutschen archäologischen Unternehmungen in Kleinasien geleitet wurden⁴⁵. So arbeitete Dörpfeld ebenfalls in Troja, wo er die Arbeiten Schliemanns nach dessen Tod 1893 und 1894 fortsetzte. Wir verdanken ihm dort die wichtigsten der älteren Publikationen und vor allem die Genauigkeit der Schichten- und Phasentrennung, wie sie seine farblich gegliederten Pläne eindrucksvoll vor Augen führen⁴⁶. Und auch in Pergamon hatte Dörpfeld im Jahre 1900 die Grabungsleitung inne, in der ihm bis 1913 H. Knackfuss, der 2. Sekretär der Abteilung Athen folgte⁴⁷. Auch heute noch werden wissenschaftliche Unternehmungen des DAI Athen in Kleinasien durchgeführt, wie seit 1993 die Grabung von W.-D. Niemeier am Athenatempel in Milet⁴⁸.

1916 wurde die Erforschung des Kerameikos, des alten Friedhofs von Athen vor den Toren der Stadt, dem Deutschen Archäologischen Institut übertragen⁴⁹. Die größte antike Nekropole Athens liegt an prominenter Stelle vor dem Heiligen Tor, von dem aus die Prozessionsstraße nach Eleusis führte und vor dem Dipylon, an dem sich der Festzug bei den Panathenäen formierte. Hier lagen nicht nur die Grabbezirke der wichtigsten Familien Athens sondern auch die größten Töpfereien, nach denen dieser Stadtteil seinen Namen hat. Und damit geben die Ausgrabungen in diesem Gebiet einen einzigartigen Einblick in die Religions-, Sozial-, und Wirtschaftsgeschichte Athens und sind auch aktuell eine Quelle für

⁴⁵ Zur Gründung und Geschichte des DAI Istanbul s. K. Bittel, Abteilung Istanbul, in: K. Bittel u.a. a.O. 65 ff.; zu den von Athen aus geleiteten Unternehmungen in Kleinasien s. Jantzen a.O. 27 f.

⁴⁶ W. Dörpfeld, Troja und Ilion. Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870-1894 (1902).

⁴⁷ Zu Knackfuss vgl. Archäologenbildnisse 164 f.

⁴⁸ B. Niemeier, W.-D. Niemeier, Projekt „Minoisch-mykenisches bis protogeometrisches Milet“ Zielsetzung und Grabungen auf dem Stadionhügel und am Athenatempel, AA 1997, 189 ff.; W.-D. Niemeier, `Die Zierde Ioniens´. Ein archaischer Brunnen, der jüngere Athenatempel und Milet vor der Perserzerstörung, AA 1999, 373 ff.

⁴⁹ Zur Grabungsgeschichte s. U. Knigge, Der Kerameikos von Athen. Führung durch Ausgrabungen und Geschichte, (1988) 166 ff. Die Ergebnisse der Ausgrabungen werden seit 1943 kontinuierlich in der Reihe: Kerameikos, Ergebnisse der Ausgrabungen veröffentlicht.

sensationelle Entdeckungen, wie der Fund großartiger archaischer Skulpturen vor einigen Jahren gezeigt hat⁵⁰.

1925 begannen unter dem damaligen 1. Direktor Ernst Buschor ausgedehnte Grabungen im Heraion von Samos⁵¹. Auch hier war die genaue Beobachtung der verschiedenen Bauphasen des Tempels und der anderen Bauten der Schlüssel für das Verständnis der Entwicklung des Heiligtums. Die Untersuchung der Schichten lieferte wichtige Informationen für die zeitliche Einordnung der Funde, die z.T. aus dem Orient und Ägypten importiert waren und Hinweise auf die kulturellen Verbindungen von Samos in der Antike geben. Das Heiligtum der geometrischen bis kaiserzeitlichen Epoche mit seinen ionischen Riesentempeln und zahlreichen Weihgeschenken ist inzwischen gut erforscht. Auch die antike Stadt, die gemeinsam mit den Kollegen von der zuständigen Ephorie untersucht wird, hat mittlerweile Konturen angenommen⁵².

Dies muss zu den neueren Aktivitäten deutscher Archäologen in Griechenland genügen, denn es geht hier ja nicht um eine umfassende Darstellung der Forschungsprojekte sondern nur um knappe Charakterisierung der Vorgehensweise moderner Wissenschaft im Rahmen unseres Überblicks. Noch ein weiteres Betätigungsfeld der Archäologen soll aber nicht unerwähnt bleiben. Neben den am DAI Beschäftigten arbeiten viele Mitarbeiter der Grabungen den größten Teil des Jahres als Lehrende an Forschungseinrichtungen, meist Universitäten in Deutschland. Aber auch das DAI Athen bemüht sich darum, einen lebendigen Ort des intellektuellen Austausches und der

⁵⁰ W.-D. Niemeier, Der Kuros vom Heiligen Tor. Überraschende Neufunde archaischer Skulpturen im Kerameikos in Athen (2002).

⁵¹ Vgl. Jantzen a.O. 40 ff.; H. Kyrieleis, Abteilung Athen, in: K. Bittel u.a. a.O. 53 ff.; ders. Führer durch das Heraion von Samos (1991) 55 ff. Die Ergebnisse der Grabungen werden kontinuierlich in der Reihe: Samos seit 1961 veröffentlicht. Zu Buschor vgl. Archäologenbildnisse 234 f.

⁵² Bisher sind zur antiken Stadt in der Reihe der Samos-Publikation erschienen: R.C. Felsch, Das Kastro Tigani. Die spätneolithische und chalkolithische Siedlung, Samos 2 (1988); R. Tölle-Kastenbein, Das Kastro Tigani. Die Bauten und Funde griechischer, römischer und byzantinischer Zeit, Samos 14 (1974); H. Kienast, Die Stadtmauern von Samos, Samos 15 (1978); H. Kienast, Die Wasserleitung des Eupalinos auf Samos, Samos 19 (1995); U. Jantzen, Die Wasserleitung des Eupalinos auf Samos. Die Funde, Samos 20 (2004).

Lehre zu sein. Bereits W. Dörpfeld richtete regelmäßige wissenschaftliche Sitzungen, Vorträge, Führungen und Exkursionen ein und das sind bis heute auch wichtige Betätigungsfelder der hier Beschäftigten geblieben⁵³.

Seit den Zeiten, als noch viele verschollene Altertümer durch Reisen zu entdecken waren, bis heute, wo archäologische Untersuchungen nicht mehr Schatzsuche ist, sondern gezielt wissenschaftlichen Fragen nachgeht, haben deutsche Forscher wichtige Beiträge zur Wiedergewinnung der antiken Denkmäler Griechenlands geleistet.

⁵³ Jantzen a.O. 31. Die in jüngster Zeit vom DAI Athen regelmäßig veranstalteten wissenschaftlichen Fortbildungskurse zur Archäologie Athens und Attikas sind z.B. 2005 in Zusammenarbeit mit dem DAI Istanbul als Kurs zu den antiken Heiligtümern Ioniens wiederaufgenommen worden.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

„Griechenland ... ist gräulich schön“ – Carl Rottmanns Griechenland-Rezeption

Ekaterini Kepetzi, Köln

Carl Rottmanns (1797-1850) Auseinandersetzung mit Griechenland ist vielschichtig und komplex. Die Briefe, die er zwischen August 1834 und Oktober 1835 schrieb, als er im Auftrage König Ludwigs I. von Bayern nach Hellas reiste, überliefern seine unmittelbaren Eindrücke vom neu gegründeten Staat. Parallel dazu entstanden vor Ort Skizzen und Aquarelle; als Vorstudien verbinden sie authentische Impressionen des Künstlers mit kunsthistorischen Darstellungstraditionen. Die in den folgenden Jahren auf Grundlage dieser Blätter in München gefertigten, großformatigen Aquarelle und sodann die enkaustischen Gemälde des *Griechenlandzyklus* sind die Quintessenz von Rottmanns fast 20jähriger künstlerischer Beschäftigung mit Hellas.

Im Folgenden werden diese, aufeinander aufbauenden und sich sukzessive verändernden Reflexionen vorgestellt. Zunächst wird die Einbindung von Rottmanns Bildfindungen in der überkommenen Landschaftsmalerei und insbesondere der klassisch-idealen deutschen Landschaft um 1800 skizziert. Anschließend geht es um die Charakterisierung der didaktischen Ziele und ästhetischen Ideen von König Ludwig I., dem Auftraggeber des *Griechenlandzyklus*. Es folgen die exemplarische Kennzeichnung der künstlerischen Evolution der Bildfolge in ihren aufeinander aufbauenden Entwicklungsschritten sowie eine historisch-politische Verortung der Serie im Rahmen der nach 1833 gewandelten Griechenlandrezeption in Deutschland. Dabei soll gezeigt werden, wie Rottmanns Auffassung der Landschaftsmalerei sich stufenweise von einer in der Tradition idealer, arkadischer Landschaften stehenden Ästhetik zu einer

neuartigen und ganz eigenständigen Form der Synthese von Topographie und Geschichte entwickelte.

1. Rottmanns künstlerischer Werdegang bis 1834

Rottmann begann um 1815 die Ausbildung zum Maler bei seinem Vater Friedrich, einem Zeichenlehrer an der Heidelberger Kunstakademie. Zu seinen Kommilitonen zählten unter anderem die Landschaftsmaler Carl Philipp Fohr (1795-1818) und Ernst Fries (1801-1833). In der Kunstsammlung der Boisserée-Brüder, ebenfalls in Heidelberg, studierte Rottmann altdeutsche und niederländische Malerei. Besonderes Augenmerk galt dabei der deutschen Landschaftsmalerei.¹

Bereits in seinen frühen Zeichnungen und Gemälden verknüpfte er ältere und aktuelle Kunsttraditionen und –motive mit Studien nach der Natur. Im Atelier zu einem neuen Ganzen synthetisiert, bleibt diese Vorgehensweise Zeit seines Lebens charakteristisch.² Beispielhaft ist in dieser Hinsicht der *Blick auf das Heidelberger Schloss* von 1820-22:³ Generell zeigen Rottmanns Überschaulandschaften im Vordergrund Staffagefiguren oder sinnstiftende Details; das Hauptmotiv, im vorliegenden Beispiel die Schlossruine, befindet sich jeweils in der mittleren Bildebene, dahinter Himmel bzw. Gebirge oder Meer.

Farbabstufungen drücken vermittels des Übergangs von dunkleren Erdtönen hin zu einem zunehmend lichter werdenden Hintergrund nicht nur räumliche, sondern auch zeitliche Distanz aus. Ruinen oder Überreste antiker Hinterlassenschaften sind wesentliche Elemente dieser Landschaftsauffassung, sie verdeutlichen den unaufhaltsamen Fluss der Zeit und das Verschwinden bzw. die Ablösung älterer Kulturstufen. Beeinflusst wurde Rottmann in seinem

¹ Zu Rottmanns künstlerischer Entwicklung und den Einflüssen in der Heidelberger und frühen Münchener Zeit vgl. Erika Rödiger-Diruf: „Landschaft als Abbild der Geschichte. Carl Rottmanns Landschaftskunst 1820-1850. Mit einem Nachtrag zum Werkkatalog von 1978 auf S. 211.“. In: Münchner Jahrbuch der Bildenden Kunst 40, 1989, S. 153-224, hier S. 160-184.

² Zur Entstehung von Rottmanns Landschaften vgl. Gisela Scheffler: „Von der Naturstudie zum inszenierten Landschaftsbild. Zur Funktion von Zeichnung und Aquarell in Rottmanns Werk.“. In: Christoph Heilmann; Erika Rödiger-Diruf (Hg.): *Landschaft als Geschichte. Carl Rottmann 1797-1850*. Hofmaler Ludwigs I. München 1998, S. 49-62.

³ 1820-22; 27,2 x 26,7 cm; Ö/H; Heidelberg, Kurpfälzisches Museum.

Darstellungsmodus u.a. durch Werke Joseph Anton Kochs (1768-1839), wie dessen von dem jungen Maler kopierte *Heroische Landschaft mit Regenbogen*,⁴ sowie von dem schottischen Landschaftsmaler George Augustus Wallis (1770-1847), der von 1812-16 in Heidelberg lebte.⁵

1821 ging Rottmann nach München, wo er sich an der Akademie bezeichnenderweise nicht als Landschafts- sondern als Historienmaler einschrieb. Dies unterstreicht die noch immer virulente, auf der klassisch-akademischen Kunsttheorie basierende Hierarchie der Bildgattungen: Das höchste Renommé blieb weiterhin dem Historienmaler vorbehalten.

Rottmann malte zunächst sog. „heroische Landschaften“, nach wie vor die einzige kunsttheoretisch sanktionierte Form topographischer Schilderung. Anstelle mythologischer oder antiker Staffage recurrierte Rottmann, wie das Bild *Taormina mit dem Ätna* von ca. 1829 unterstreicht,⁶ zunehmend auf die im ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelte Theorie einer erdgeschichtlichen Physiognomie, welche Alter und Schöpfungs idee des Kosmos in geologischen Gegebenheiten verbildlicht sah. Seine italienischen Landschaften zeigen gleichermaßen monumentalisierte Erdgeschichte und zivilisatorische Entwicklung. Die Struktur einer kompositorischen Staffelung der Bildebenen, welche kulturhistorische Abläufe sichtbar macht, bleibt konstant. Demnach

„... ist jedes landschaftliche Ensemble Rottmanns als Ergebnis eines langanhaltenden Klärungsprozesses anzusehen, an dessen Ende mittels der Naturemblematik gemachte, allgemeine Aussagen zur Zeit- und Kulturgeschichte, mithin auch zur eigenen Wirklichkeit standen.“⁷

1829 erhielt Rottmann von Ludwig I. den Auftrag zu einem Zyklus bedeutender italienischer Landschaften für die Hofgartenarkaden der

⁴ 1815; 188 x 171,2 cm; Ö/L; München, Neue Pinakothek. Rottmanns Kopie konnte bislang noch nicht lokalisiert werden.

⁵ Vgl. Erika Rödiger-Diruf: „Carl Rottmann im Zeitvergleich. Aspekte der Deutung von Licht- und Wetterphänomenen in der Landschaftsmalerei zwischen 1800 und 1850.“. In: Heilmann; Rödiger-Diruf 1998 (wie Anm. 2), S. 31-47.

⁶ 81,2 x 122 cm; Ö/L; Privatbesitz.

⁷ Rödiger-Diruf 1998 (wie Anm. 5), S. 34.

Münchener Residenz. Der Maler reiste hierfür eigens nach Italien, um vorbereitende Studien anzufertigen. Bei der Ausführung der Bildfolge musste er dennoch auf Vorarbeiten anderer Künstler zurückgreifen, um fehlende Ansichten einiger von König Ludwig eigens gewünschter Topographien nachliefern zu können.

Die Italienserie ist fest im ästhetisch-didaktischen Programm des Königs und seines Hofarchitekten Leo von Klenze (1784-1864) verwurzelt. Seit den Schriften Winckelmanns hatte das tradierte Verständnis von Italien und Griechenland als Ideal des Goldenen Zeitalters und als Wiege der Kultur einen bis dahin ungeahnten Auftrieb erfahren. Ludwig I. hatte sich schon vor seiner Thronbesteigung im Jahre 1825 als neuer Perikles gesehen und wollte München zu einem „Isar-Athen“ umformen, in dem sich Bürger auf die kulturelle Höhe der Antike erheben sollten. Zu diesem Konzept gehörten der Erwerb der *Aigineten*, der Skulpturen des Aphaia-Tempels in Aigina, und die von Leo von Klenze eigens für diese errichtete Glyptothek.⁸ Klenze war auch verantwortlich für die *Walhalla* (1842) bei Regensburg, ein als Ruhmeshalle deutscher Helden und Geistesgrößen bestimmter, dorischer Tempel nach dem Vorbild des *Parthenon*, sowie für die Konzeption und spätere Erbauung der *Propyläen* in München (1862).⁹ Erika Rödiger-Diruf stellt prägnant fest, öffentliche Kunst unter Ludwig I. meine Projekte, die dieser, „...aus erzieherischen Gründen als Monumente zur Förderung des Geschichtsbewußtseins der Öffentlichkeit und aus

⁸ Zu den ideellen und kulturpolitischen Implikationen dieser und anderer Ankäufe griechischer Antiken durch Ludwig I. vgl. Raimund Wünsche: „Antiken aus Griechenland – Botschafter der Freiheit.“ In: Reinhard Heydenreuter; Jan Murken; Raimund Wünsche (Hg.): „Die erträumte Nation: Griechenlands Wiedergeburt im 19. Jahrhundert“. Begleitband zur Ausstellung „Die Erträumte Nation - Griechenlands Wiedergeburt im 19. Jahrhundert, Bilder und Dokumente zu den bayerisch-griechischen Beziehungen im 19. Jahrhundert“ im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. München 1995², S. 9-46.

⁹ Raimund Wünsche: „Der gekrönte Philhellene. Ludwig I. und Griechenland.“ In: Heilmann; Rödiger-Diruf 1998 (wie Anm. 2), S. 75-92, hier S. 90. Vgl. auch. Erika Bierhaus-Rödiger: „Die historische Landschaftsmalerei in München unter Ludwig I.“. In: Ausst.-Kat. München, Städtische Galerie im Lenbachhaus, 1979: Münchner Landschaftsmalerei 1800-1850. München 1979, S. 126-148.

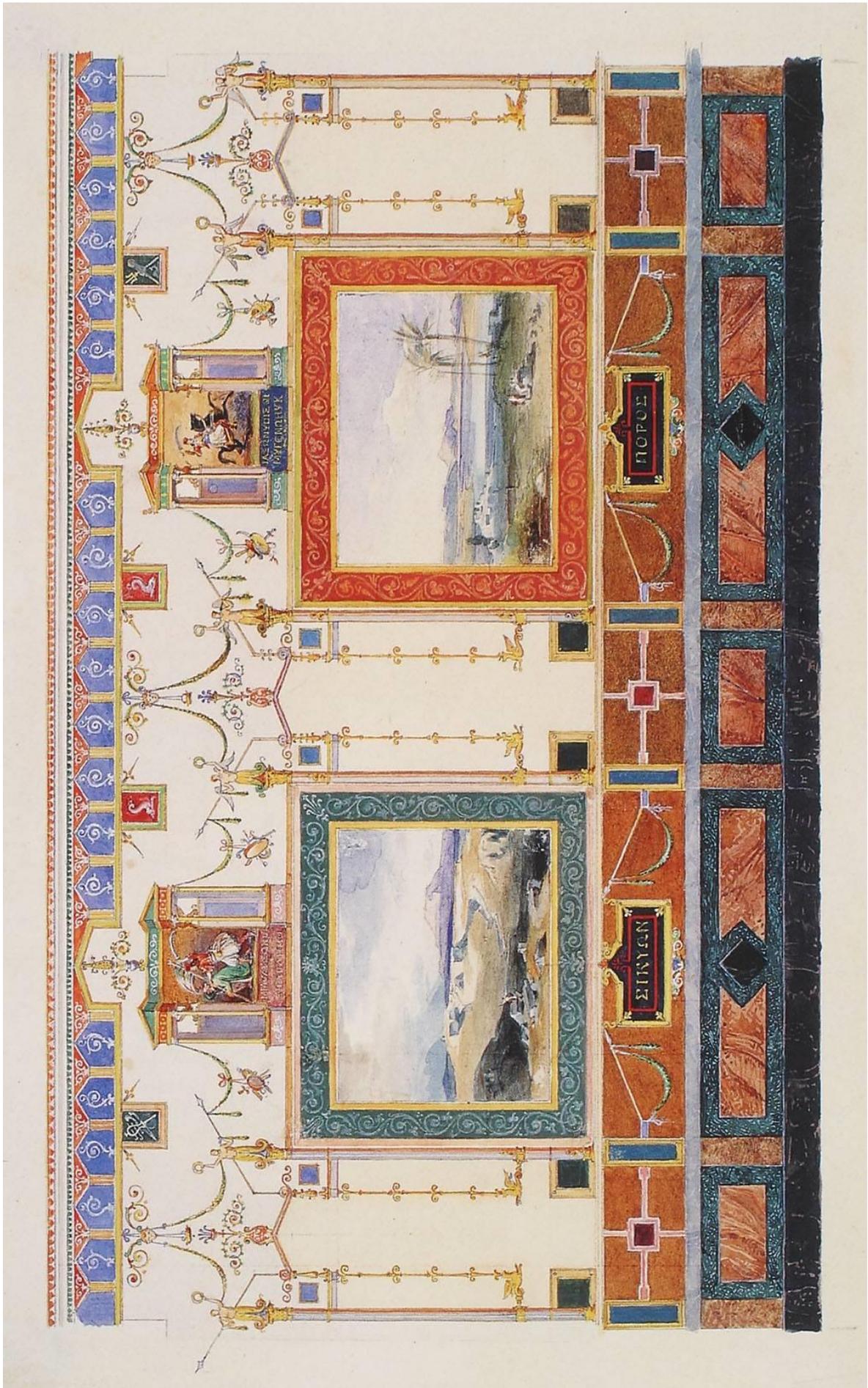


Abb. 1: Leo von Klenze: Entwurf zur Wanddekoration der nördlichen Hofarkaden, 1838; München, Staatliche Graphische Sammlung. Reproduziert nach: Christoph Heilmann / Erika Rödiger-Diruf (Hg.): *Landschaft als Geschichte. Carl Rottmann 1797-1850. Hofmaler König Ludwigs I. München 1998, Kat. A 9, S. 342.*

*einem Ewigkeitsgedanken für sich und sein Geschlecht für die Zukunft geschaffen hat.*¹⁰

Von 1830 bis 1834 malte Rottmann den Italiencyklus. Ausgeführt wurde dieser al fresco, einer wie sich bald zeigte, für das deutsche Klima ungeeigneten Technik, die zudem mit Rottmanns Arbeit in lasierenden Farbschichten kaum kompatibel war und den Maler durch die beständige Arbeit im Freien auch gesundheitlich mitnahm.

Bei der Konzeption des *Italiencyklus*' erweiterte Rottmann die vorbildhafte Struktur klassischer Landschaftsgemälde des 17. Jahrhunderts um realistische Motive und akkurate, topographische Beobachtungen. Dennoch bleibt Natur hier vor allem arkadische Idealwelt und soll vom zeitgenössischen Betrachter mit sentimentalischer Sehnsucht reflektiert werden. Damit erscheinen Rottmanns Landschaftsbilder bis in die Mitte der 1830er Jahre als kontinuierliche Weiterentwicklung des einmal eingeschlagenen künstlerischen Weges.

Rottmanns Italienfolge fußt auf den ästhetischen und ethischen Grundsätzen einer klassizistisch interpretierten Antike sowie auf Ludwigs Vorstellungen einer didaktisch instrumentalisierten Kunst: Die Hofarkaden, in welchen der *Italiencyklus* gemalt wurde, bildeten als Durchgang von öffentlichem Platz zum Hof eine signifikante Schnittstelle, die sich für die Vermittlung belehrender Ziele anbot. Allerdings wurden die Bauprojekte des Königs, seine noch von einem spätabsolutistischen Impetus geprägte, ambitionierte und kostspielige Kunstpolitik von den Münchner Bürgern zunehmend kritisiert; dies war einer der Faktoren, die 1848 schließlich zur Abdankung des Monarchen beitrugen. All diese Faktoren spielten auch bei der

¹⁰ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1979 (wie Anm. 9), S. 131.

Ausführung des im Anschluss geschaffenen *Griechenlandzyklus* eine wichtige Rolle.

2. Ludwigs Begeisterung für Hellas und der Auftrag für den Griechenlandzyklus

Aufgrund seines Enthusiasmus für Griechenland und seines Engagements für den Philhellenismus, dem ein romantisch geprägtes Bild des antiken Hellas zugrunde lag, beauftragte Ludwig I. 1834 Rottmann mit einer Folge griechischer Landschaften, die einerseits das Goldene Zeitalter und das klassische Hellas als Kulturbringer, und andererseits das moderne Königreich Griechenland und Bayerns dortiges Wirken verewigen sollten.¹¹ Die Auffassungen des Königs wurzeln – neben der in der Aufklärung entwickelten klassizistischen Ästhetik – in Naturvorstellungen der Literatur und Kunst der Romantik. Beispielhaft die Beschreibung einer imaginierten griechischen Berglandschaft in Friedrich Hölderlins 1797 und 1799 erschienenem Briefroman *Hyperion*:

„Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber vom süßen Schlummer gesättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielflicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlichkeitre den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all ihre Kinder wieder sich fühlten – o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tags zu teilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebenen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.“¹²

¹¹ Wünsche 1998 (wie Anm. 9); Helmut Friedel: „Das Bild Griechenlands in der Münchner Malerei 1800-1850.“. In: Ausst.-Kat. Münchner Landschaftsmalerei 1800-1850 (wie Anm. 9), S. 116-125.

¹² *Hyperion* II, 2; vgl. Jochen Schmidt (Hg.): Friedrich Hölderlin: *Hyperion*. Empedokles. Aufsätze. Übersetzungen (= Bibliothek deutscher Klassiker, 108). Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, 3 Bde, Bd. 2. Frankfurt/M. 1994, S. 172f.

Diese Zeilen muten wie die Beschreibung einer idealen Idylle Claude Lorrains an und charakterisieren die mit Ludwigs Idee griechischer Landschaften verbundenen Vorstellungen und Erwartungen.

Rottmanns Bilder sollten – so der Plan, als dieser 1834 zu seiner Studienreise nach Griechenland aufbrach – in Technik, Format, inhaltlicher Auffassung und Funktion unmittelbar an den Italienzyklus anschließen und 32 Fresken umfassen. Leo von Klenzes Aquarell von 1838 projiziert die geplante Gestaltung der nördlichen Hofarkaden (Abb. 1).¹³ Das aus der Literatur bekannte „klassische“ Griechenland und der heroische Kampf der Zeitgenossen sollten hier kombiniert werden: Die in drei Zonen gegliederte und mit pompejanischen Ornamenten geschmückte Wand zeigt Rottmanns griechische Landschaften über Kartuschen, welche die jeweilige Region namentlich identifizieren. Oberhalb dieser Darstellungen finden sich Szenen nach der von Peter von Hess entworfenen und von Friedrich Christoph Nilson 1841-44 ausgeführten Bildfolge des Befreiungskampfes der Griechen gegen die Ottomanen.¹⁴ Die Patronage Ludwigs I., genauso wie der öffentliche Aufstellungsort sollten einerseits die ideelle Verbindung Bayerns mit Griechenland als Kulturnation, andererseits tagespolitisches Geschehen präsentieren; der Regentschaftsbefehl, der Rottmann die Unterstützung der griechischen Behörden während seiner Studienreise sicherte, spricht, wie der Maler seiner Frau berichtet, von „*diesem Griechenland ehrenden Unternehmen*“.¹⁵ Rottmann hat an diesen Bildern, dem Hauptwerk seiner reifen Phase, von 1834 bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1850 gearbeitet.

3. Rottmanns Reise nach Griechenland 1834-35

Im Gegensatz zu Italien, das bereits seit Jahrhunderten eine „klassische“ Landschaftsikonographie besaß, gab es für Darstellungen

¹³ Entwurf zur Wanddekoration der nördlichen Hofarkaden; 21,8 x 33,5 cm; Bleistift/Feder/Aquarell; München, Staatliche Graphische Sammlung.

¹⁴ Vgl. Wünsche 1998 (wie Anm. 9), S. 89. Vgl. auch Kapitel V, Der Bilderzyklus von Peter Hess, in Reinhold Baumstark (Hg.): Das neue Hellas: Griechen und Bayern zur Zeit Ludwigs I. Ausst.-Kat. München, Bayerisches Nationalmuseum, 1999-2000. München 1999, S. 307-337.

¹⁵ Vgl. Erika Bierhaus-Rödiger: Carl Rottmann, 1797-1850: Monographie und kritischer Werkkatalog. Mit Beiträgen von Hugo Decker und Barbara Eschenburg. München 1978, Brief Nr. 49 (ohne Datum), S. 126.

Griechenlands, welches erst um die Wende zum 19. Jahrhundert verstärkt bereist und vor Ort künstlerisch erfasst wurde,¹⁶ keine präfigurierten Bildformeln. Anfangs glaubten Maler noch, die am Beispiel Italiens entwickelten Idealmodelle arkadischer Utopien ungebrochen übertragen zu können; sie suchten das Land – wie schon die *„Gelehrten des humanistisch geprägten Idealismus des 18. Jahrhunderts“* – darzustellen durch den Filter einer *„auf italienischem Boden vorgefassten Meinung, die das zeitgenössische Griechenland in keiner Weise berührte“*.¹⁷ So auch Rottmann, der am 12. März 1834 an General von Heydeck schreibt:

*„Ich jauchze bei dem Gedanken, bald Griechenland zu sehen. Peter Hess ist nicht befriedigt ... zurückgekommen. Er äußerte, daß in Griechenland für einen Landschaftsmaler nichts zu holen sei. Das ist mir unbegreiflich; ... wie will ich Griechenland blau malen!“*¹⁸

Diese Zeilen spiegeln Rottmanns Erwartungen und seine Überzeugung, in Griechenland große Kunst schaffen zu können; sie zeigen auch, dass der Maler, wie die meisten seiner Kollegen, bereits vor seiner Abfahrt feste Vorstellungen davon hatte, was ihn in Griechenland erwarten und wie er das Gesehene malen würde.

Im August reiste er von Ancona über Korfu nach Patras und hielt sich insgesamt 14 Monate in Griechenland auf. Begleitet hat ihn der deutsche Maler Ludwig Lange (1808-1868),¹⁹ der selbst mehrere Jahre

¹⁶ Vgl. Matthias Bleyl: „Griechenland aus mitteleuropäischer Sicht. Zur Entdeckung einer Landschaft in der Malerei des frühen 19. Jahrhunderts.“. In: Griechen und Deutsche. Bilder vom Anderen. Ausst.-Kat. Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum 1982; Darmstadt, Hessisches Landesmuseum, 1983. Stuttgart 1982, S. 22-36.

¹⁷ Vgl. Bleyl 1982 (wie Anm. 16), S. 22. Zu der infolge der Überlagerung von konkreten Eindrücken mit vorgeprägten Topoi der Literatur und Kunst problematischen Rezeption griechischer Landschaften vgl. meinen im Druck befindlichen Beitrag: „Imagination und Wirklichkeit – Griechenlandrezeption in der westeuropäischen Malerei.“. In: Konstantinou, Evangelos (Hg.): Griechenland im Spiegel der Völker, 17. bis 20. Jahrhundert (= Philhellenische Studien, Bd. 14). Frankfurt/M., Berlin, Bern u.a. 2007. Vgl. außerdem Pavlos Tzermias: „Griechisch-deutsche Begegnung zwischen Illusion und Realität.“. In: Ausst.-Kat. Griechen und Deutsche (wie Anm. 16), S. 10-21.

¹⁸ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 44, S. 124.

¹⁹ Zu den in Griechenland entstandenen Studien beider Maler und ihrem unterschiedlichen ästhetischen Zugriff auf die griechische Topographie vgl. Marinos Kalligas: Greek Landscapes after the War of Independence. Aquarells and Drawings

in Hellas blieb und u.a. den Entwurf für das Archäologische Museum in Athen schuf.²⁰ Lange hat 1854 die ausführlichste zeitgenössische Beschreibung der Griechenlandfolge verfasst.

Wie viele der seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert durch Hellas gereisten Künstler, musste Rottmann angesichts der dort vorgefundenen Realität seine vorgefassten Meinungen bald revidieren. Zunächst bestimmten die durch antike und moderne Literatur sowie klassisch-ideale Landschaftsmalerei geprägten, ästhetischen Vorstellungen die malerische Konzeption des Zyklus und den Anspruch der Bilder, in denen antike und moderne Geschichte des Landes mit der realen Topographie verbunden werden sollten. Diese Auffassung kollidierte jedoch mit der Wirklichkeit. Die Divergenz zwischen dem, was der Maler zu sehen gehofft hatte und der Wirklichkeit in Griechenland, wurde, wie seine Briefe zeigen, zum Problem. Am 26. August beschreibt er seiner Frau Friederike „*Stadt und Umgebung*“ in einem Brief aus Korfu:

„...; so schön sie auch für das Auge erscheint, will sich's doch nicht recht zu einem Bilde gestalten, was dem großen Ruf seiner Herrlichkeit entsprechen möchte. So geht es oft mit vielgerühmten Orten; die Maler stimmen nicht immer mit überein; denn bedeutungsvolle Namen, wenn sich auch hundertfältige erhabene geschichtliche Erinnerungen damit verbinden, sind noch keine Motive für eine Landschaft, sie geben dieser aber, wenn die Formen von der Natur glücklich gestaltet worden sind, erst den höheren Wert.“²¹

In einem vom 18. September datierenden Brief berichtet er seiner Frau aus Nauplia, dort sei „*eine der großartigsten Landschaften, die ich je gesehen habe, aber auch die großartigste Misere, was den Aufenthalt betrifft.*“²² Wie sich im weiteren zeigen wird, zielen diese abwertenden Bemerkungen nicht allein auf die äußeren Umstände der

from C. Rottmann and L. Lange. Athen 1978; Matthias Bleyl: „Carl Rottmann und Ludwig Lange: Zwei Beiträge zur Griechenlandrezeption im 19. Jahrhundert.“. In: Pantheon 41, 1983, S. 183–93.

²⁰ Vgl. Hans Hermann Russack: Deutsche bauen in Athen. Berlin 1942, S. 141.

²¹ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 46, S. 124.

²² Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 47, S. 125.

Reise, sondern wirken sich auch auf die künstlerische Imagination des Malers aus.

Zwei Tage später berichtete Rottmann von einem gemeinsam mit Leo von Klenze unternommenen Ausflug nach Tiryns und Mykene. Mit diesen Zentren archaischer Kultur setzten sich beide Maler retrospektiv auseinander. Eine Gegenüberstellung ihrer Werke demonstriert den abweichenden Zugriff der Künstler: Klenze konzentriert sich in seinem 1837 anhand von Skizzen entstandenen Gemälde auf das berühmte *Löwentor von Mykene*.²³ Er zeigt die Annäherung eines Reisenden an die von Erde noch halb bedeckten Artefakte, die vor einer weiten Ebene erscheinen und im Zentrum des Bildes stehen. Der Horizont teilt das Gemälde in zwei symmetrische Hälften, die von der Abendsonne in ein goldenes Licht getaucht und so zu einer übergreifenden Harmonie verknüpft werden.

Rottmann verzichtet in seinem Aquarell *Mykene – Atreusgrab* von 1835-36 symptomatisch auf den „klassischen“ Blickpunkt.²⁴ Der Betrachter blickt aus großer Distanz über eine karge Landschaft, bis hin zu einem Bergmassiv, das den Hintergrund beherrscht, der Himmel ist bedeckt und grau. Die antiken Überreste rechts vorn wirken verloren; ein Haufen von Trümmern, der sich dem Betrachter in den Weg zu stellen scheint. Angesichts der Weite und Unzugänglichkeit der Landschaft wirken die beiden Griechen in Landestracht, die anscheinend noch Gewehre aus dem griechischen Unabhängigkeitskampf tragen, merkwürdig deplaziert und geradezu zwergenhaft. Die Kargheit der Landschaft und der überall sichtbare Verfall, welche so gar nicht den vorgefertigten Meinungen der deutschen Reisenden von der Kulturnation Griechenland entsprachen, spiegeln sich in vielen Berichten jener Jahre. Symptomatisch D.J. Bronzettis Beschreibung des Blicks von Mykene aus über die Landschaft: „*Von hier überschaute ich das ganze Bild der Verwüstung und ein Schauer überfiel mich bei seinem Anblick.*“²⁵

²³ 50 x 72 cm; 1837; Ö/L; Bad Bocklet-Aschach, Graf-Luxburg-Museum Schloß Aschach des Bezirks Unterfranken.

²⁴ 30,3 x 38,7 cm; Aquarell/Bleistift; München, Staatliche Graphische Sammlung.

²⁵ D.J. Bronzetti: *Erinnerungen an Griechenland aus dem Jahre 1832-1835*. Würzburg 1842, S. 74f; zitiert nach Friedel 1979 (wie Anm. 11), S. 121.

Rottmanns Brief vom 20. September 1834 oszilliert zwischen ästhetischer Überwältigung und drückender Enttäuschung. Während Klenze in seiner Darstellung Mykenes diese Diskrepanz durch den Rückgriff auf altbewährte Bildformeln verwischt, rückt Rottmann sie im Verlauf seiner Bildfindungen ins Zentrum seines *Griechenlandzyklus*:

„ ... einen solchen Reichtum von bedeutenden, erhabenen Gegenständen bietet Griechenland, daß man sich kaum von einem Orte so bald wieder trennen kann, als es die angemessene Zeit erfordert... Wenn nur hier zu Lande nicht so sehr die geistigen Freuden mit so gar vielen irdischen Unbequemlichkeiten verbunden wären, aber so ist Griechenland das Land der Zerstörung, es ist gräulich schön.“²⁶

Erst bei seiner Ankunft in Athen besserte sich Rottmanns Stimmung, nachdem ihm durch schlechte Reisebedingungen, Unglück mit dem Wetter, miserable Unterkünfte und eintöniges Essen der Aufenthalt in Griechenland verleidet worden war. Er und seine Begleiter gehen, so schreibt er im Januar 1835, *„wie Vampyre ... auf berühmte Orte los und saugen mit gierigem Auge an ihren Schönheiten, d.h. der Natur“*. Wenig später heißt es:

„Ich habe schon eine beträchtliche Strecke griechischen Landes abgeweidet, und war oft hoch entzückt und erstaunt der herrlichen Bildern die ich gefunden, aber es gibt auch große Strecken Nichts.“²⁷

Eben dieses „Nichts“ wurde zunehmend zum beherrschenden Thema des *Griechenlandzyklus*.

Rottmann bereiste während seines vierzehnmonatigen Aufenthaltes die Peloponnes, besuchte Sparta, Theben, Olympia, Attika, einige Inseln, fertigte Hunderte von Zeichnungen und einzelne Aquarelle bedeutender antiker Stätten und Topographien an. Gelegentlich entstanden auch Studien zeitgenössischer Griechen, die in den später ausgeführten Bildern – wie die Zeichnung *Griechen auf Esel*²⁸ – zur Belebung der vorderen Bildzonen dienten. Einen Großteil seiner

²⁶ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 48, S. 125.

²⁷ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 51 (undatiert), S. 128.

²⁸ 21,2 x 18,7 cm; Aquarell/Bleistift; Heidelberg, Kurpfälzisches Museum.

Arbeiten vertraute er im Mai 1835 General von Heydeck mit der Bitte an, sie seiner Frau zu bringen. Dieser schreibt der Maler: „*verwahre ... [sie] wohl und gebe sie nicht außerhanden, es haben mich noch keine Studien so großes Opfer, Zeit und Mühe gekostet.*“²⁹ Rottmanns Beharrlichkeit zahlte sich aus, und im August 1835 berichtet Leo von Klenze dem Auftraggeber König Ludwig I., des Malers „*Arbeiten sollen nach Gen. Heideckers Zeugniß alles übertreffen was man von einem Künstler wie er (sic) erwarten konnte.*“³⁰ Im Januar 1836 übermittelte der Architekt schließlich seinen eigenen Eindruck an den König. Enthusiastisch stellt er fest: „*Rottmanns Zeichnungen sind trefflich und gewiss die ersten wahrhaft griechischen Darstellungen aus diesem Lande, ...*“³¹

4. Die ausgeführten Bilder

Anhand weniger Beispiele wird im Weiteren die reife Form der ästhetischen Griechenlandrezeption von Rottmann dokumentiert werden.

Korinth mit Akrokorinth hat sich in mehreren Darstellungen erhalten, welche die schrittweise Entwicklung und Veränderung seiner Bildauffassung verdeutlichen. In einer vor Ort entstandenen Bleistiftstudie konzentriert sich der Maler auf den Gebirgszug, an welchem die antike Handelsstadt einst lag;³² belebende, pittoreske Motive im Vordergrund fehlen, ebenso eine Ausgestaltung des Himmels. Scheffler charakterisiert die Funktion solcher vor Ort gefertigten Naturstudien, aus der sich ihre Divergenz zum späteren malerischen „Endprodukt“ ergibt:

„*Rottmann beläßt der Naturaufnahme den Charakter des Unvollständigen und Unvollendeten; sie ist nicht Selbst- und Endzweck, sondern die formale Grundlage des sich anschließenden, mehrstufigen Werkprozesses.*“³³

Die besondere Sorgfalt und Akribie, mit denen der Maler an solche, unmittelbar vor dem Gegenstand entstandene Beobachtungen

²⁹ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 55, (undatiert), S. 131.

³⁰ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 94 (2. August 1835), S. 144.

³¹ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), Brief Nr. 95 (13. Januar 1836), S. 144.

³² 42,5 x 107 cm; Bleistift; München, Staatliche Graphische Sammlung.

³³ Vgl. Scheffler 1998 (wie Anm. 2), S. 51.

heranging, wie auch deren Bestimmung als Dokumente eines Natureindrucks, der sich nicht würde wiederholen lassen, zeigen die links unten auf dem Blatt von Rottmann notierten Erinnerungsstützen:

„Die Mauern der Stadt gehen im Schatten hell vom Schlagschatten des Berges ab und um einen Ton dunkler als das Licht des Berges von oben ist ... Grau des Felsens ... unten.“³⁴

Wohl ebenfalls noch in Griechenland, auf jeden Fall aber im Atelier, schuf Rottmann ein Gemälde jener Landschaft, das im Vordergrund einen Schäfer und seine Herde in der Umgebung von Korinth zeigt.³⁵ Trotz dieses bukolischen Motivs, zeigt der Maler keine Idylle: Durch eine Bodenwelle vom Betrachter distanziert, breitet sich eine karge, mit schroffem Felsgestein übersäte Ebene aus, dahinter ein schmaler Streifen Erde mit einigen Gebäuden und das Meer. Der bewölkte Himmel über der Szene verdunkelt sich.

In dem in München entstandenen Aquarell von 1840 ist der Gebirgszug, an welchem Korinth liegt, Ziel einer Karawane im Vordergrund. Diese scheint rechts zu verharren, als wolle sie die Sicherheit des kleinen Sees nicht verlassen.³⁶ Die Ebene, die zu durchqueren wäre, ist staubig, menschenleer und abweisend, eine Ödnis anstelle antiker Zivilisation. Im Mittelgrund links beugt sich ein Kamel zum Trinken herab. Dem Betrachter wird kein verklärtes Arkadien präsentiert, sein Platz ist *„die Gegenwart als Meditationsraum über die Vergangenheit, die in der Distanz liegt“³⁷* und ihm nur mehr ästhetisch zugänglich ist. Die antike Vergangenheit war somit nicht länger ein Goldenes Zeitalter, das die Menschheit in der Zukunft wieder erreichen kann; sie ist unwiederbringlich verloren und nur noch als Reflexionsraum zu erfassen.

Leo von Klenzes Beschreibung Korinths in seinen *Aphoristischen Bemerkungen* von 1838, verdeutlicht die in Rottmanns Darstellung thematisierte Kollision von Ideal und Realität:

„Die Großartigkeit, aber auch die Verwüstung, Trauer und Einsamkeit dieses Ufers, wo sonst Alles was der Welthandel, die

³⁴ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), S. 305.

³⁵ 23,5 x 22 cm; Ö/L; Hamburger Kunsthalle.

³⁶ 24,7 x 31,9 cm; Bleistift/Aquarell; München, Staatliche Graphische Sammlung.

³⁷ Vgl. Bleyl 1982 (wie Anm. 16), S. 34.

*Künste, der Lebensgenuß und der üppigste Reichthum erzeugen und hervorrufen, sich drängte, macht ... den ergreifendsten Eindruck. Die Ruinen der neuen Stadt Korinth zeigen sich auf niedrigen, aber völlig kahlen Felsstufen, ..., und aus diesen unscheinbaren Trümmern ... ragen als einzige Gewähr, daß hier ehemals eine prächtige Stadt war, die erdrückten Säulen des fälschlich so genannten Sisyphions.*³⁸

Klenze schließt seine Beschreibung mit den Sätzen:

*„Aber Alles das ist spurlos, und sogar der Boden verschwunden, auf welchem diese Werke standen; die zweitausendjährigen Regen des Himmels haben ihn nach und nach hinabgeschwemmt, und mit Korinth Korinths Häfen, ..., ausgefüllt ... so daß jetzt nur das dürre Felsen-Skelett der Fläche übrig bleibt, auf welcher einst alle diese Pracht sich entfaltete.*³⁹

Rottmanns enkaustisches Gemälde, das für den Zyklus bestimmte Hauptbild, entstand 1847 (Abb. 2).⁴⁰

Die Karawane rastet nun, der See hat an Fläche verloren. Eine dunkel verschattete Senke schneidet horizontal durchs Bild und separiert den Vordergrund von der wüstenartigen Leere im Bildzentrum.

Dazu schreibt Ludwig Lange 1854 in seiner Beschreibung des vollendeten *Griechenlandzyklus*:

*„Der Wechsel der Verhältnisse, die Vergänglichkeit menschlichen Treibens spricht sich lebhaft genug aus, wenn man ... sich den Eindruck der berühmtesten Handelsstadt Griechenlands zu vergegenwärtigen sucht: wo sonst in regen Verkehr der geschäftige Grieche die Straße durcheilte, da schleppt sich jetzt auf dürrer Steppe das Kameel (sic), seine Nahrung suchend, fort.*⁴¹

³⁸ Vgl. Klenze, Leo von: Aphoristische Bemerkungen gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland. Berlin 1838, S. 42f.

³⁹ Vgl. Klenze 1838 (wie Anm. 38), S. 53.

⁴⁰ 157 x 200 cm; Harz-Ölmalerei/Steinguß; München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen.

⁴¹ Vgl. Ludwig Lange: Die griechischen Landschaftsgemälde von Karl Rottmann in der neuen königlichen Pinakothek zu München. München 1854, S. 6f.



Abb. 2: Carl Rottmann: Korinth mit Akrokorinth, 1847; München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen. Reproduziert nach: Christoph Heilmann / Erika Rödiger-Diruf (Hg.): Landschaft als Geschichte. Carl Rottmann 1797-1850. Hofmaler König Ludwigs I. München 1998, Kat. 129, S. 266.

Im Zentrum von Rottmanns 1834 entstandener Bleistiftstudie von *Proina*, der Vorstadt Nauplias, ragt beherrschend das schroffe Bergmassiv hinter einer weiten, menschenleeren Ebene auf.⁴² Rechts schmiegen sich die Häuser des Städtchens an den Berg. Die historische Bedeutung des Ortes und die Motivation des Malers, diesen im Zyklus wiederzugeben, liegt in der unmittelbaren Zeitgeschichte: Bei Proina waren die während der griechischen

⁴² 36,8 x 71 cm; München, Staatliche Graphische Sammlung.

Erhebung gefallenen bayerischen Freiwilligen und Angehörige des von Ludwig I. 1825 entsandten Korps beerdigt.

War die Grabstätte im ersten Entwurf noch kaum zu erkennen, rückt sie im 1846-47 ausgeführten enkaustischen Bild durch Komposition, Farbgebung und Lichtführung ins Zentrum (Abb. 3):⁴³



Abb. 3: Carl Rottmann: Proina, 1847; München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen. Reproduziert nach: Christoph Heilmann / Erika Rödiger-Diruf (Hg.): Landschaft als Geschichte. Carl Rottmann 1797-1850. Hofmaler König Ludwigs I. München 1998, Kat. 123, S. 259.

Im Vordergrund an einer Baumgruppe blicken zwei Frauen, die Haltung des Betrachters modellhaft präfigurierend, zur Bildmitte. Das vordere Bilddrittel liegt im Schatten, Ebene und Bergrücken sind hell

⁴³ 157 x 200 cm; Harz-Ölmalerei/Steinguß; München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen.

erleuchtet. Das obere Bildzentrum wird durch einen halb sichtbaren Regenbogen betont, der sich im Auge des Betrachters kompositionell zu einem Kreis schließt. An dieser Stelle sind einige Grabsteine zu erkennen. Während die Topographie insgesamt von Spuren des Verfalls und der Zerstörung gekennzeichnet ist, die auf den Befreiungskampf verweisen, heiligt der Regenbogen – Symbol von Frieden und Harmonie – die Ruhestätte der Gefallenen.

Für diese hatte Ludwig I. ein Denkmal in Form eines ruhenden Löwen, des bayerischen Wappentieres gestiftet; ein anonymer Stich verdeutlicht die Konzeption des von Christian Heinrich Siegel ausgeführten Ehrenmals.⁴⁴ In Rottmanns Bild verschmilzt so die Antike mit der zeitgenössischen Bedeutung des historischen Ortes Proina und das Dargestellte erhält eine überzeitliche, monumenthafte Dimension, in welcher Landschaft selbst zum „*geschichtlichen Denkmal*“ wird.⁴⁵

Eines der letzten Werke des Zyklus, welches Rottmann fertig stellte, ist die Ebene von *Marathon* – Ausgangspunkt war ein Aquarell von 1841, auf dem die um 1847 gefertigte enkaustische Fassung aufbaut (Abb. 4).⁴⁶ In Marathon fand Rottmann kein markantes Bildmotiv – schließlich war dort nur der *Schauplatz* der Entscheidungsschlacht zwischen Hellenen und Persern im Jahre 490 v.Chr., weder Monumente noch Gedenksteine verweisen in Marathon selbst auf die historische Signifikanz dieses Ortes.

Im Bild werden Landschaftsauffassung und dramatische Wetterlage zu Substituten der dem Betrachter aus Literatur und Geschichtsschreibung vertrauten, in der Realität und im Bild aber nicht mehr sichtbaren historischen Bedeutung der Ebene. Nur der sturmgepeitschte Baum und der sich verdunkelnde Gewitterhimmel, sowie ein panisch davon galoppierendes Pferd im Zentrum, das wohl seinen Reiter abgeworfen hat, verweisen auf die Schlacht.

⁴⁴ 24 x 16,7 cm; Stahlstich; Ingolstadt, Bayerisches Armeemuseum; Ausst.-Kat. Das Neue Hellas 1999 (wie Anm. 14), Nr. 234, S. 397.

⁴⁵ Vgl. Bleyl 1982 (wie Anm. 16), S. 34.

⁴⁶ 157 x 200 cm, 1847; Enkaustik auf Steinguss; München, Neue Pinakothek. Zu den unterschiedlichen Versionen der Ebene von Marathon und der Bedeutung des Motivs für Rottmann vgl. Rödiger-Diruf 1998 (wie Anm. 5), S. 36-39.



Abb. 4: Carl Rottmann: Marathon, 1847; München, Neue Pinakothek. Reproduziert nach: Herbert W. Rott / Joachim Kaak (Hg.): Das 19. Jahrhundert. Die neue Pinakothek, Köln 2003, S. 330.

Langes Beschreibung verdeutlicht die zeitgenössische Rezeption:
„Der Moment einer mächtigen Entscheidung über die letzte und höchste Entfaltung des griechischen Volkes, und, in Hinblick auf die spätere Geschichte, eines Kampfes für die Freiheit des menschlichen Geistes, sollte in Marathon seine Ausfechtung erhalten. ... Unstreitig hatte Rottmann diesen die Culturgeschichte der Menschheit auf das Höchste berührenden Moment durch das Hereinbrechen des colossalen Gewitters über diese Landschaft andeuten wollen.“⁴⁷

⁴⁷ Vgl. Lange 1854 (wie Anm. 41), S. 22f.

Langes Bemerkung reflektiert prägnant die Wirkung der Werke, die sich als komplexe Rückkopplung darstellt: Einerseits hat sich das ambitionierte Projekt einer umfassenden Zusammenstellung historisch signifikanter und unmittelbar erkennbarer griechischer Topographien zu einer reinen Darstellung von Landschaft entwickelt. Andererseits werden die im Werk selbst nicht mehr durch berühmte antike Monumente oder andere Motive eigens ausgezeichneten Regionen vom Betrachter vermittelt des Bildtitels in einem *a posteriori* erfolgenden Reflexionsschritt neuerlich mit geschichtlicher Bedeutung aufgeladen. Hierzu gehört, dass Rottmann sich zunehmend von den tradierten Topoi der Landschaftsidylle entfernte und die Bilder statt dessen der Ästhetik des Erhabenen annäherte: Kargheit, Leere und die häufig dramatischen Wetterphänomene werden so zu Substituten der nicht länger sichtbaren Historie des Ortes. Die äußerst komplexe und ambivalente Wirkung der Werke entfaltet sich in der simultanen Überblendung zweier divergierender Vorstellungsebenen im Moment der Wahrnehmung durch den Betrachter.

Die Forschung hat wiederholt darauf hingewiesen, dass Rottmanns Landschaftsauffassung auf der in der Aufklärung und insbesondere von Winckelmann entwickelten ästhetischen und philosophischen Tradition fußt: Den topographischen und geologischen Gegebenheiten war in Hinblick auf die sozio-kulturelle und historische Entwicklung eines Volkes eine entscheidende Rolle eingeräumt worden. Zudem ist die Idee, Landschaft zeige einen ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen, der jenseits menschlicher Aktion stehe, ein wiederkehrendes Thema der deutschen Geschichtsphilosophie. Es findet sich bei Schelling, Hegel, Herder, ebenso bei Alexander von Humboldt oder in kunsttheoretischen Äußerungen der Zeit.⁴⁸ So bezieht beispielsweise Carl Ludwig Fernow das Attribut „historisch“ „auf die Natur selbst und bezeichnet [damit] nicht mehr eine Zutat aus der menschlichen Geschichte“.⁴⁹ Entsprechend stellt Lange

⁴⁸ Eine Anthologie wichtiger Äußerungen zur Interpretation der Landschaftsmalerei jener Jahrzehnte in Werner Busch (Hg.): *Landschaftsmalerei (= Geschichte der klassischen Bildgattungen in Quellentexten und Kommentaren* hrsg. vom Kunsthistorischen Institut der Freien Universität Berlin, 3). Berlin 1997.

⁴⁹ Vgl. Barbara Eschenburg: „Die historische Landschaft. Überlegungen zu Form und Inhalt der Landschaftsmalerei im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert.“. In:

angesichts der enttäuschenden Realität in Griechenland in der Einleitung seiner Beschreibung des *Griechenlandzyklus* fest, lediglich eines sei von der Antike

„... geblieben: jene dieses Land vor vielen anderen so hoch bevorzugende bezaubernde Physiognomie, die in den glücklichen Verhältnissen von Land und Meer, von Ebenen und Höhen, und in den scharf gezeichneten Gebirgsformen in wunderbarem Lichte vor uns liegt. Diese Physiognomie ist uns nicht entrückt, und wie weiland vor 2 bis 3000 Jahren diese kühnen Höhen, diese vom Meer bespülten Buchten waren, so sind sie noch, ... Das ist uns geblieben, so haben sie es auch gesehen.“⁵⁰

Diese gewissermaßen „geohistorische“ Interpretation von Landschaft als überkommenem Monument ehemaliger, nun nicht mehr sichtbarer Bedeutung, ging jedoch in jenen Jahrzehnten über einen abstrahierten, allgemein auf die antike oder prähistorische Vergangenheit gerichteten Diskurs hinaus: Sie war konkret mit Griechenland verbunden. Beispielsweise heißt es in Carl Mebolds Vorwort zur Übersetzung von Pouquevilles *Geschichte Griechenlands* im Jahre 1836:

„Die Nationen verschwinden, die Städte und ihre Ruinen werden durch die Zeit weggerafft. Die Natur mit ihren Krisen und der Mensch mit seinen Leidenschaften würden bald Alles umgestürzt und unkenntlich gemacht haben, ohne die Flüsse und Gebirge und deren so wunderbare Verteilung auf der Oberfläche der Erde durch die Hand Dessen, der ihr Grundfesten gelegt und ihre Verhältnisse geordnet hat.“⁵¹

5. Wechselnde Bestimmungen des Zyklus’ und Fazit

Nach seiner Rückkehr aus Griechenland begann Rottmann, seine Studien in großformatige Aquarelle zu übertragen, die Vorbilder für die Fresken in den Hofarkaden sein sollten, und *en bloc* von Ludwig I.

Heilmann; Rödiger-Diruf 1998 (wie Anm. 2), S. 63-74, hier S. 66. Umfassend dazu dies.: „Das Verhältnis von Mensch und Natur in Rottmanns Landschaften.“. In: Rödiger-Diruf 1978 (wie Anm. 15), S. 69-88; Rödiger-Diruf 1989 (wie Anm. 1), S. 177-184.

⁵⁰ Vgl. Lange 1854 (wie Anm. 41), S. 7.

⁵¹ François Pouqueville: Welt-Gemälde-Galerie oder Geschichte und Beschreibung aller Länder und Völker; ihrer Gebräuche, Religionen, Sitten u.s.w. Bd. 1: Griechenland. Deutsch von Carl A. Mebold. Stuttgart 1836, S. 1.

erworben wurden.⁵² Der ursprüngliche Plan einer Freskierung wurde schon bald zugunsten einer neuartigen Technik verworfen – Rottmann malte in Enkaustik auf Steingussplatten, die nachträglich in die Wand der nördlichen Hofarkaden eingelassen werden sollten. Diese an der antiken Wachsmalerei orientierte Technik reflektiert den antikischen Charakter der ursprünglichen Planungen.⁵³

1840 gelang es Rottmann schließlich, die Präsentation seiner Bildserie in einem Innenraum durchzusetzen. Anlass war, dass die Italienfresken unter Witterungseinflüssen gelitten hatten und diese zudem – statt, wie vom König intendiert, von den Bürgern als ästhetische Unterweisung akzeptiert zu werden – mutwillig beschädigt worden waren. Mit diesem neuen Bestimmungsort war die ursprünglich anvisierte didaktische Funktionalisierung von Kunst im öffentlichen Raum hinfällig. Dies hing damit zusammen, dass Ludwig I. aufgrund der veränderten politischen Bedingungen in den unruhigen Zeiten des Vormärz' längst zugunsten einer zunehmend konservativ-restriktiven Politik von den liberalen Vorstellungen früherer Jahre abgerückt war. Der König sah sich jedoch weiterhin als Kunstmäzen und ließ sich als solcher auch in entsprechenden Kunstwerken feiern, so beispielsweise in Wilhelm von Kaulbachs (1804-1874) Gemälde *Die von König Ludwig I. zur Ausführung seiner Ideen berufenen Künstler im Fache der Historien-, Schlachten- Landschafts- und Genremalerei*.⁵⁴ Im Vordergrund links Rottmann, der die Landschaftsmalerei vertritt, und seinen Künstlerkollegen ein auf einer Staffelei stehendes Gemälde erläutert.

Jedoch rückte man von der Idee einer programmatischen Vermittlung antiker Tugenden über die in den nördlichen Hofarkaden situierten Kunstwerke nach 1840 sukzessive ab. Rottmanns Griechenland-Darstellungen hatten somit ihre konkrete politisch-didaktische

⁵² Erika Rödiger-Diruf: „Bildthemen aus Griechenland und der Landschaftszyklus der Neuen Pinakothek.“ In: Heilmann; Rödiger-Diruf 1998 (wie Anm. 2), S. 232-237, hier S. 234. Zu den Planungen und Vorstellungen des Königs vgl. auch dies. 1989 (wie Anm. 1), S. 197-201.

⁵³ In den Jahrzehnten um 1800 war diese an der antiken Malerei orientierte Malweise sehr populär; vgl. Danielle Rice: *The fire of the ancients: the encaustic painting revival, 1775 to 1812*. Phil.Diss. Yale University, New Haven 1979.

⁵⁴ 80,3 x 167 cm; Ö/L; München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen.

Funktionen verloren und wurden schließlich zu einer überzeitlichen Idee sublimiert. Im Dezember 1843 wurde beschlossen, für die griechischen Landschaften eigens einen Raum in der Neuen Pinakothek zu gestalten. 1853, nach dem Tod seines Schöpfers, wurde der auf 23 Werke geschrumpfte Zyklus schließlich im sog. Rottmann-Saal präsentiert.

Waren die frühen Bildentwürfe der Serie formal, stilistisch und in Hinblick auf die Gesamtaussage der Italienfolge angepasst, entfiel diese Anbindung nach 1840.⁵⁵ Konsequenterweise haben die Zyklen eine unterschiedliche Bildrhetorik und eine abweichende Intention: einerseits spiegeln sie Rottmanns desillusionierendes Griechenland-Erlebnis, das die Präfigurationen des Landes in Literatur und Kunst obsolet werden ließ, andererseits gehen sie auf die gewandelten politischen Verhältnisse in den 1840er Jahren zurück.

Nicht zuletzt reflektieren die Konzeptänderungen die unterschiedlichen räumlichen und beleuchtungstechnischen Vorgaben des Bestimmungsortes der Serie. Den eigens konzipierten Saal in der Neuen Pinakothek antizipierend, berücksichtigte der Maler die dort durch ein Oberlicht einfallende Beleuchtung – diese setzte sich scheinbar in den Werken fort. Zudem war der Rottmann-Raum ein Rundsaal, die Bilder sollten von dessen Mitte aus betrachtet werden; es war demzufolge eine Art „Kombinationspanorama“⁵⁶ bedeutender griechischer Stätten, eine – so Bierhaus-Rödiger – semisakrale „Gedenkstätte abendländischer Geschichte und ein Denkmal des Auftraggebers“.⁵⁷ In diesem Sinne hatte schon lange die Anwesenheit König Ludwigs I. in Rottmanns Bild von *Nemea*⁵⁸ geschildert und diesen mit einer geradezu theomorphen Präsenz ausgestattet:

„Bei seinem Besuche daselbst wurde der Monarch von einer griechischen Deputation feierlichst empfangen, und indem nach Landessitte Palmzweige zu seinen Füßen gelegt wurden, dankte der Redner in einfacher Sprache dem hohen Vater für die großen

⁵⁵ Aufgrund dieser Änderungen ist Rottmanns Bildfolge in drei, mit den jeweils projizierten Räumlichkeiten korrespondierenden Phasen zu unterteilen; vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), S. 51.

⁵⁶ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1978 (wie Anm. 15), S. 51.

⁵⁷ Vgl. Bierhaus-Rödiger 1979 (wie Anm. 9), S. 144.

⁵⁸ 157 x 200 cm; 1848; München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen.

Wohlthaten, die er dem Lande gespendet, und für das hohe Opfer, das er brachte, indem er seinen Sohn ihnen sandte, das Land von Zwietracht zu befreien und den sicheren Grund zu ihrem Wiederaufleben zu legen. Dieser feierliche Moment eröffnet uns einen Blick in die neuere Geschichte Griechenlands und war vortrefflich geeignet, den großen Urheber dieser Gemälde in dieselben zu verweben...“⁵⁹

Zunächst hatten durch die Literatur und Kunst vorgebildete Erwartungen, Sehnsüchte und selbst Vorurteile Rottmanns Wahrnehmung von Griechenland geprägt. Die Bemerkungen in seinen Briefen zeigen dann aber die typische Kollision von literarisch gespeistem Idealbild und aktueller Lebenswirklichkeit, so wie sie sich in den Beschreibungen vieler Griechenlandsreisender jener Jahre findet. Nach der persönlichen Begegnung mit dem modernen Griechenland transzendierte Rottmann Hellas in seinen Bildern zu universalistischen, kosmologischen Landschaften, wobei reale griechische Regionen eine zunehmend untergeordnete Rolle spielten. Anstelle des vor Ort schmerzlich vermissten idealen Arkadiens sublimierte der Maler seine Eindrücke in einer Monumentalisierung der Topographie; Berge, Ebenen, Meer und Himmel werden zu Stimmungsträgern des Erhabenen, das „Nichts“ wird zum Ausdruck ewiger geologischer Gegebenheiten, in welchen Mensch und Zivilisation nur marginale Zeichen bleiben, die vom Lauf der Zeit immer wieder gelöscht werden.

Rottmanns griechische Landschaften stellen ein äußerst komplexes Gefüge dar, das sich aus unterschiedlichen Quellen speist. Seine romantische Landschaftsauffassung, in welcher Tendenzen der Kunst Caspar David Friedrichs fort- und weitergeführt werden,⁶⁰ verweist mittels der Ruinen und verwitterten Überreste antiker Pracht auf die Vergänglichkeit kultureller Errungenschaften und wohl auch auf die Vergeblichkeit menschlichen Strebens insgesamt. Rottmann

⁵⁹ Vgl. Lange 1854 (wie Anm. 41), S. 13.

⁶⁰ Die äußerst komplexe Beziehung Rottmanns zu Friedrich und anderen Landschaftsmalern jener Zeit kann an dieser Stelle nicht erläutert werden. Vgl. dazu Rödiger-Diruf 1998 (wie Anm. 5), S. 40-46.

verzichtete im Gegensatz zu seinen Künstlerkollegen auf die Verbildlichung einer in christlichem Glauben verwurzelten Hoffnung auf die Erlösung, wodurch die eschatologischen Gedanken aus den Bildern ausgeblendet wurden. Nur ästhetisch werden die „geohistorischen“ Landschaften, jenes in der Rezeption des Betrachters generierte Amalgam aus geschichtlichem Ort und historischem Geschehen, letzten Endes dann doch überhöht und stilisiert. Damit werden die widrigen Umstände, die der Betrachter vor Ort in Griechenland und vor sich auf dem Bild sah und sieht, übersetzt in ein neuartiges Konzept, welches mit einer eigenen Ästhetik, einer neuartigen Idealität versehen ist.

Im Zweiten Weltkrieg wurden die Bilder aus München ausgelagert, der Rottmann-Saal schließlich zerstört; seitdem waren die Werke auf verschiedene Museen verteilt. Im Herbst 2003 wurde in der Neuen Pinakothek ein neuer Rottmann-Saal eröffnet, in welchem erstmals seit über 60 Jahren der gesamte Zyklus präsentiert wird.⁶¹ Die Ausstellung *Carl Rottmann – 10 Tonnen Hellas* (München, Neue Pinakothek; 25.01.2007 – 29.04.2007) und ein begleitender Katalog sollen nun die Bildserie erstmals umfassend dokumentieren und

„... über die Voraussetzungen, die Entstehung und die spätere Geschichte dieses für die Neue Pinakothek zentralen Zyklus informieren. Einen besonderen Schwerpunkt werden kunsttechnologische Ausführungen bilden, die sowohl die Entstehung, die Restaurierungsgeschichte wie auch das derzeitige Erscheinungsbild dokumentieren. Ein Modell des alten Rottmann-Saales vor seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg soll dem Besucher die ursprüngliche Konzeption vor Augen führen.“⁶²

⁶¹ „Aus Anlass der 150-Jahr-Feier der Neuen Pinakothek vor zwei Jahren konnte dank der Unterstützung der Ernst von Siemens-Kunststiftung der neue Rottmann-Saal geschaffen werden. Hier ist erstmals seit der Zerstörung des Vorgängerbaus wieder der Zyklus der Landschaften Griechenlands zu sehen, der zu den Hauptwerken der Neuen Pinakothek gehört. Seit der Eröffnung des Saals im Jahr 2003 ist er ein besonderer Anziehungspunkt für das Publikum.“; (vgl. http://www.pinakothek.de/alte-pinakothek/kalender/kalender_index.php?haupt=ausstellungen&inc=ausstellung&action=&which=2004 (01.11.2006)).

⁶² vgl. http://www.pinakothek.de/pinakothek-der-moderne/html/kalender/kalender_index.php?haupt=ausstellungen&inc=ausstellung&action=&which=2004 (01.11.2006)

Somit sind in Zukunft nicht nur Rottmanns ausgeführte Werke wieder in ihrer Gesamtheit zu sehen, sondern insbesondere auch neuere Erkenntnisse in Hinblick auf dieses lange Zeit nur eingeschränkt erfassbare Hauptwerk des deutschen Landschaftsmalers zu erwarten.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

Mozart auf der Reise nach ... Zu Alexis Panselinos' Roman Zaide oder Das Kamel im Schnee

Gerhard Emrich, Bochum

Man kennt dergleichen aus dem Kriminal- oder Spionagegenre: Der Verfolgte entzieht sich seinen Verfolgern, indem er sein eigenes Ableben vortäuscht. Organische oder anorganische Leiden (nach angeblicher Einnahme von Gift z.B.) kommen hier als Hilfsmittel in Frage, Unfälle oder einfach ein Verschwinden in Himmelsrichtungen, in welchen man nicht so gerne nachforscht.

Joannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus, wie ihn sein Vater Leopold hat taufen lassen, oder auch „Ritter vom Sauschwanz“ oder „Freund des Zahlhauses“, wie er selbst gelegentlich seine teilweise in einer äußerst derben und deftigen Sprache verfassten Briefe unterschreibt, kurz Wolfgang Amadeus Mozart ist so einer, der neben seiner musisch-musikalischen noch die gesellschaftliche Begabung besitzt, Schulden und Schuldner anzuhäufen, die dann die Unverschämtheit besitzen, von einem Genie schnöden Mammon zurückzufordern. Wolfgang Amadé – so ruft er sich selbst – entzieht sich ihrem Zugriff durch seinen allzu frühen Tod - so die Historie.

Angeblich, so die Idee Alexis Panselinos' in seinem 1996 in zweiter Auflage in Athen und 2001 in deutscher Übersetzung erschienenen Roman „Zaide oder Das Kamel im Schnee“. Mozart entzieht sich auch hier seinen Verfolgern, aber nicht durch Tod, sondern durch Täuschung und Flucht. Ein Leichtes nach der Einführung neuer Begräbnisrituale durch Kaiser Franz I., wo das letzte Geleit an der Stadtgrenze Wiens und nicht auf dem nach draußen verlegten Friedhof endete. So mag dort ein ganz anderer in die Grube gefahren sein, Mozart jedenfalls nicht. Er war es tatsächlich nicht, wie er später

einmal erzählt, denn es war statt seiner Leiche eine gefunden worden, „deren Visage der meinen [also Mozarts] in einem solch eklatanten Maße [gleich], dass sogar die Tugendhaftigkeit meiner Mutter angezweifelt werden konnte“ (S. 506). Mozart ist lieber nach Italien gefahren, das er aus seinem ersten Leben schon einigermaßen kannte, dessen Sprache und Kultur, besonders die Musikkultur, ihm vertraut waren. Natürlich brauchte er, wie jeder Wiedergänger auf Reisen ins nahe Ausland, eine neue Identität. Sein Pass wies ihn jetzt als Chrisostomos Mazarini aus; der Vorname war nicht neu, aber bisher wenig benutzt, der Nachname hatte noch eine entfernte Ähnlichkeit mit dem vorherigen für den körperlich kleinen Mozartino. Die Initialen mussten also nicht eigens eingeübt werden. Sein Aussehen hatte sich ohnehin verändert, er sah älter aus als er war, seinen Haarschopf durchzogen schon dichte graue Strähnen, die ihm die Aufregungen der letzten Jahre eingebracht hatten. Und da seine finanzielle Situation noch schlechter geworden war (wer führt schon im allgemeinen große Geldbeträge in seinem letzten Hemd mit sich?), war auch seine äußere Erscheinung mehr als schlicht.

Für den ersten Blick reichte es, um nicht erkannt zu werden, aber auch für den zweiten? So geschah es im siebten Jahr nach seinem vorgeblichen Ableben, also 1798, dass er in einem reichen Haus im nach dem Frieden von Campo Formio 1797 österreichischen Venetien, wo er sich nach alter Gewohnheit als nunmehr unbekannter, aber virtuoser Musiker mühsam sein Brot verdiente, zum ersten Mal erkannt wurde: in Padua und später noch einmal in Venedig, was jedes mal zu einer überstürzten Flucht Anlass gab und einem Sich-Verbergen in nicht ganz zweifelsfreien Gasthäusern. Zwei Mal erkannt von derselben Person aus altösterreichischem, genauer böhmischem Adel, mit der er auf jener fernen *Reise nach Prag* elf Jahre zuvor unliebsam Bekanntschaft gemacht hatte. Baron Walsegg, der in Wien alle maßgeblichen Leute kannte, verfolgte ihn seitdem mit wütendem Hass, und ausgerechnet er war nun in der Lage, all die zu informieren, „von denen Mazarini-Mozart wollte, daß sie ihn für tot hielten, begraben im städtischen Armengrab“ (S. 18).

Zum Beispiel auch seine Frau Constanze zu informieren und deren zweiten Mann, jenen „Offizier mit dem hochmütigen Gehabe und dem

närrischen Schnurrbart, der sich jetzt schon jahrelang an ihren Wangen rieb“ (S. 18). Und Constanze würde dem Baron eher glauben als ihrer Schwester Sophie, die zusammen mit einer Freundin die Totenwäsche vorgenommen hatte und ihn, nachdem sie ihn in ein schwarzes Mönchsgewand eingewickelt, den Totengräbern für sein einsames Begräbnis übergeben hatte. ... Dieser Eingeweihten und Mitwisserin schreibt Chrisostomos Mazarini in unregelmäßigen Abständen lange Briefe unter veränderlichen Anschriften und Absendern, aber immer an dieselbe ausgemachte Adresse, ihr, der „Geliebten Sophie“, der „Allerliebsten Kleinen“, der „Geliebten Pitzli-Fitzli“ (S. 361) usw., die auch seine letzte Liebschaft gewesen ist. Darin unterrichtet er sie über alles, was ihm so begegnete; sie lässt ihn im Gegenzug wissen, was in Wien sich tat. „Wenn die wüssten ...“, amüsiert sich Mozart gelegentlich.

Sollte Baron Walsegg beim ersten Mal in Padua dem einen Augenblick noch misstraut haben und sich zu unsicher gewesen sein, um gegen den notdürftig für die Soiree ausstaffierten Musiker aktiv zu werden, so würde der neuerliche Augenschein in Venedig ihm ganz sicher Gewissheit in seinem Verdacht verschafft haben. Baron Walsegg, „der Mensch, von dem nur ein einziges Wort, das zu den Ohren der österreichischen Polizei vordringen würde, das unendliche Martyrium eines Lebens und einer Existenz, die er so sorgfältig begraben hatte, bevor er für immer aus seiner Heimat verschwand, von neuem beginnen ließe“ (S. 18).

Was also blieb dem Gejagten in seiner Not? Nur die endgültige Flucht aus österreichischem Hoheitsgebiet. Das würde ihm politisch nicht schwer fallen. Denn längst hatte er, für den Freiheit schon immer ein höchstes Gut bedeutete, sich innerlich den neuen Ideen, die unter den Begriffen *Liberté*, *Égalité*, *Fraternité* aus Frankreich herübergekommen waren, angeschlossen. Den Adel, von dem er zeitlebens abhängig war, verachtete er, hatte er immer verachtet, auch wenn er selbst gerne so gelebt hätte wie einer von ihnen, und es ihm für eine Weile ja auch in Maßen gelungen war. Wohin aber sollte er jetzt gehen, mittellos, abgerissen, krank und erschöpft?

Wie es im Roman so gern passiert, half ihm der glückliche Zufall in Gestalt zweier Italiener namens Antonio und Gianfranco, die aus Rom kamen und ebenfalls auf der Flucht waren. Er hatte sie in seiner Herberge kennen gelernt und beobachtet, wie sie ebenfalls alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, bevor sie ihren Fuß vor die Tür setzten. Die drei Flüchtigen freundeten sich vorsichtig miteinander an und sollten in der Folgezeit lange zusammenbleiben, mindestens aber bis zum Ende des Romans. Denn dort hören wir von Plänen der beiden Italiener, sich nach Smyrna oder in die Polis, ins Zentrum des Osmanenreiches zu begeben, um dort ihr Glück zu versuchen. Ob Amadé-Chrisostomos oder Mozart-Mazarini oder Gottlieb Pertl, der bayerische Komponist, als den sein letzter Pass ihn ausweist, dorthin mitgekommen ist, erfahren wir nicht. Seine Spur verliert sich in einer heruntergekommenen Karawanserei unterhalb der Meteoraklöster in Thessalien, das damals zur Satrapie des blutrünstigen Ali Pascha von Jannina gehörte.

Wir dürfen, weit vorausgreifend, derlei schon jetzt verraten, weil auch der Autor des Romans gern und geschickt mit Vorausdeutungen, die die Spannung erhöhen, arbeitet und natürlich auch mit Rückgriffen, meist in Form der geheimnisvollen Briefe an Sophie, die in ihrer oft ungewöhnlichen Länge „zitiert“ werden, oder auch in Form eines immer wieder durch äußere Umstände unterbrochenen Lebensberichtes des Musikers gegenüber seiner Begleitung, sein erstes Leben betreffend.

Doch kehren wir rasch nach Italien zurück und zu Mazarinis neuen Freunden, „deren Kniffe und Erfindungsreichtum, wenn es darum ging, heiklen Situationen zu entkommen, geradezu unerschöpflich waren“ (S. 20). Diese entwarfen auch den Plan für eine gemeinsame Flucht. Dass die beiden sehr lebensgewandten Italiener, deren einer, Antonio, dem padovanischen Adel, deren anderer, Gianfranco, dem neapolitanischen Ganovenadel entstammte und vorzüglich mit Waffen umgehen konnte, sich überhaupt um den etwas hilflosen „guten Deutschen“ kümmerten, hatte dieser wieder einmal seinem außergewöhnlichen musikalischen Talent zu verdanken, von dem sie zuerst erfuhren, als er ihnen zum Dank für rasche Hilfe gegen zwei

ihm nachstellende finstere Typen von der „Reise nach Prag“ erzählte, Zusatz: so „wie sie wirklich war“ (S. 50).

Im Gegensatz nämlich zu der Schilderung Eduard Mörikes – auch wenn man sich hier mit dessen wundervoller Sprache zufrieden geben könnte – hatte nämlich der Verlobungsabend Eugenies mit dem jungen Baron Walsegg auf dem Schloss eines Grafen in der Nähe von Prag, in dessen Garten Mozart verträumt eine Pomeranze abgepflückt hatte, nächstens noch ein pikantes erotisches Nachspiel, an welchem sich neben der Braut und einem italienischen Freund Mozarts auf der einen Seite auch der Maestro selbst und die böhmische Freundin der Braut, Franziska, auf der anderen Seite, sehr intensiv beteiligten. Dem Baron Walsegg wurde das voller Håme hinterbracht – und der Grundstein für seinen lebenslangen bitteren Groll auf Mozart war gelegt. Es sollte später noch ein schlimmerer Grund hinzukommen, der Mozart angelastete Grund für Eugenies Freitod.

Woher weiß Panselinos das eigentlich, wo es Mörike doch nicht wusste – oder verschwieg? Der Prolog zu Panselinos' Roman, den er ganz musikalisch *Introitus* nennt, verrät es uns. Dieser Prolog ist zugleich ein nicht einmal sehr selten verwendeter Topos bei Romanschriftstellern: nicht sie selbst schreiben einen Roman, vielmehr übergeben sie der Öffentlichkeit nur, was ein glücklicher Zufall sie in einem eingestaubten Möbelstück, in einem abgewetzten Koffer, in einem noch verschnürten Paket o. ä. finden ließ. In unserem Fall findet nicht der Autor Panselinos selbst ein Konglomerat von Briefen, sondern ein Freund, ein Musikwissenschaftler der Wiener Universität, hat sie auf dem Trödelmarkt in Linz um wenig Geld erstanden. Die Briefe waren in Italien und in Griechenland in der Zeit zwischen 1792 u. 1800 an eine unbekannte Empfängerin in Österreich abgeschickt worden. „Irgendein deutscher Musiker hatte sie verfasst, der darauf bedacht war, seine wahre Identität zu verbergen“ (S. 8). Mozart natürlich.

Den griechischen Romancier mussten diese „Dokumente“ eines Zeitzeugen aus einer historischen Periode, über die es relativ wenige Zeugnisse gibt, natürlich interessieren. Auf dieser Grundlage schuf er seinen Roman vom zweiten Leben des berühmten Komponisten.

Panselinos hält diese Fiktion so konsequent durch, dass er die natürlich alle selbst erfundenen, den tatsächlich überlieferten Mozartbriefen aber täuschend ähnelnden Briefe, die er „zitiert“, sogar mit Fußnoten versieht, die auf Unleserlichkeit, Lücken, Besonderheiten hinweisen, mit Bemerkungen wie „im Original auf Griechisch geschrieben“ oder „nur fragmentarisch erhalten“ oder „nicht zu entziffern“ usw. Auch das Interesse daran, zu erfahren, wie ein Ausländer, in diesem Falle ein „Teutscher“ Griechenland am Ende eines dunklen Zeitalters erlebt, bleibt stets ungebrochen. Der Deutlichkeit und des Handlungsfortschritts wegen erlaubt sich der Autor, die Zwischenräume in den Schilderungen der Briefe mit Eigenem zu füllen, wie es gewesen sein könnte oder müsste. Wem fielen bei dem ganzen Verfahren nicht die einleitenden Worte eines Thukydides ein!

Wir aber sind inzwischen ungeduldig geworden und wollen endlich wissen, wie die Geschichte, die wir in Triest verlassen haben, weitergeht. Das Trio der Flüchtigen schifft sich also, es ist kein Geheimnis mehr, gen Osten ein. Antonio hat nämlich in Parga einen Verwandten wohnen, einen Kaufmann seines Zeichens. Parga ist eine gute Adresse für jemanden, der gleichsam ganz von der Landkarte verschwinden will, indem er sich „in die Sicherheit der Levante“ begibt“ (S. 24). Da aber ihr Segelschiff unter anderem auch eine kaschierte Waffenladung als Fracht mit sich führt, mit der die beiden Italiener Geschäfte machen wollen, ist höchste Vorsicht geboten. Denn das nächstliegende Ziel, das zuerst angesteuert werden soll, ist Korfu. Und in Korfu werden gerade die Franzosen, die der langen Herrschaft Venedigs ein Ende gesetzt haben, durch die Flotten der Russen und der Türken belagert, die sich in einem geradezu widernatürlichen Bündnis gegen die Erfolge der französischen Revolution zusammengetan haben. Unklare Waffenlieferungen, würden sie entdeckt, wären ein tödliches Spiel; eine klare Aussage, sie seien für den geplanten Aufstand der Griechen gegen den Sultan bestimmt, nicht minder.

Zunächst aber gilt es, den Sturm zu überstehen, der sie mitten auf dem adriatischen Meer gepackt hat. Wieder fühlt man sich an bekannte

antike Epen erinnert, wenn man liest, wie der Musiker, wie Mozart meist einfach genannt wird, diesen Sturm erlebt.

„Jesus und Heilige Jungfrau Maria! ächzte er. Ein Bild des Grauens bot sich seinen Augen. Der Wind riss den Meeresschaum in die Höhe und schüttete ihn wie dichten Regen über dem Deck aus. Ein tiefes Knarren ertönte jedes Mal, wenn das Schiff in die Höhe gehoben wurde – einem Pferd gleich, das in wildem Galopp von einer unsichtbaren Hand an der Mähne gepackt worden ist -, bis es wieder auf den Kamm der Welle aufschlug, die vor ihm anschwell – und dann der dumpfe Knall des hölzernen Kiels. Die Segel, welche die sich an die Wanten klammernden Matrosen hastig und allenfalls notdürftig refften, knallten unter den Schlägen des Windes so laut, als schlug der Blitz ein. Chrisostomos hielt sich unwillkürlich irgendwo fest und versuchte zu begreifen, wie es möglich war, dass ihm ständig der Boden unter den Füßen weggezogen wurde, der Wind ihn fortriss und er sich im nächsten Augenblick in einer Schwindel erregenden Talfahrt wiederfand, die nicht eher aufzuhören schien, als bis sie auf dem Meeresgrund einschlugen; dann wieder katapultierten die Schiffsplanken seinen Körper in die Höhe wie einen Ball, bis ihn eine neue Welle aus Meerwasser erfasste“(S. 112).

Gianfranco hatte es gar über Bord gespült; seine Rettung wurde von Antonio mit einem eleganten Mord am widerspenstigen Kapitän, der dafür das Schiff nicht anhalten wollte, erzwungen. Er verlor dabei „nicht auch nur einen Moment den Gesichtsausdruck des wahrhaftigen Edelmannes, der kein anderes Gesetz anerkennt als jenes, welches er selbst erlässt“ (S. 114).

Diese unverhoffte und wie selbstverständlich als das momentan gebotene Mittel ins Werk gesetzte Bluttat, die natürlich keine gesetzliche Sühne findet, ist ein Symbol dafür, was in dieser Zeit das Zusammenleben in der Gemeinschaft oder auch allein kennzeichnet und was bildhaft darzustellen und zum Miterleben atmosphärisch genau zu schildern dem Autor Panselinos in hervorragender Weise gelingt: die allumfassende Unsicherheit, das völlige Ausgeliefertsein an Mächte, die sich dem eigenen Zugriff entziehen, das Gefühl, zum Überleben nur dem Zufall vertrauen zu können. Was die spürbare

Bedrückung bisweilen auch für den Leser schwer erträglich macht, ist, dass sich die geschilderten Umstände so leicht auf Situationen der eigenen nationalen Geschichte und ohne Abzug auf so manche Weltregion der Gegenwart übertragen lassen.

Die kleine Reisegesellschaft, die sich schon beinahe in Sicherheit wähnt, gerät auf dem kurzen Stück entlang der epirotischen Küste gegenüber Korfu in die Fänge einer gefürchteten *Piratenbande*. Ein romantisches Motiv aus alten Liebesromanen in Versen. Die Wirklichkeit, selbst im Roman, hat wenig Romantisches. Selbstverständlich verlieren die Reisenden Schiff und Ladung, die ihren weiteren Lebensunterhalt sichern sollte; dass sie nicht auch ihr Leben verlieren, wie sonst bei diesem Piratenhauptmann üblich, verdanken sie lediglich dem Zufall, dass ein in Korfu zu ihnen gestoßener weiterer Flüchtling, ein Andreas Roilós, der aus politischen Gründen fliehen musste, weil er sich, obwohl von Adel, auf die Seite Bonapartes und der Revolutionsideen geschlagen hatte, in seiner Kindheit auf Santa Maura (Lefkas) im selben Dorf wie jener Menschenfresser groß geworden war, sogar ungeachtet des Standesunterschiedes mit ihm Knabenstreiche verübt hatte.

Der Piratenhäuptling entlässt sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. Sie entfernen sich auf der Stelle und machen sich auf den Weg nach Jannina, wo sie bei Ali Pascha, dem albanischen Kleinkönig über den Epirus, Albanien, Thesprotien und Thessalien, Wechsel aus der Staatskasse einzulösen haben, mit denen sie von einem Mittelsmann des Satrapen in Südalbanien für einen Teil der Schiffsladung ausgestattet worden waren. Ein riskantes Unterfangen, wie man sich denken kann, das Gelegenheit bietet, in den wilden epirotischen Bergen in die Fänge diesmal einer gefürchteten *Kleftenbande* zu geraten. Jetzt geht es um Lösegeld, das sie in der gewünschten Höhe natürlich nicht bei sich haben. Die beiden Italiener und der deutsche, gar bayrische Musiker Gottlieb Pertl kommen für die Beschaffung des Geldes nicht in Frage. So wird der treue Diener des lefkadischen Adligen auf die Insel Korfu zurückgeschickt, um bei den wenigen verbliebenen Freunden, zu denen auch nolens volens ein gewisser Ioannis Kapodistriasis zählt, das Kopfgeld zu erbetteln. Wird das einem Diener gelingen und wird er in der vom

Räuberhauptmann eingeräumten Frist wieder zurückkehren können, wo doch die Berge voller so genannter Freiheitshelden stecken?

Gut bewacht, aber nicht gefesselt oder eingesperrt, lernen die Gefangenen das Kleftenleben kennen. Hier schöpft der Autor bewusst bis in die Einzelheiten aus den Kleftenliedern. Selbst den Namen des Räuberhauptmanns, Gekas, entnimmt er den Liedern. Veli Gekas steht dort allerdings auf der osmanischen Seite. „Lustig wie im Zigeunerleben“ geht es manchmal zu, aber immer wieder machen kleinere Trupps Expeditionen, von denen sie mit blutbespritzten Kleidern wiederkommen. Amadé wundert sich besonders bei Thanassis darüber, seinem persönlichen Bewacher, der so zurückhaltend, fast scheu in seinem jugenhaften Betragen ist. Und nebenbei so musikalisch, dass sie beide gelegentlich zusammen musizieren. Die Gefangenen werden gut behandelt und gut gepflegt, das ist sicher. Pertl-Mozart lernt hierbei, wie schon bei früheren Gelegenheiten, sogar neue Eßgewohnheiten und unbekannte Gerichte kennen, wie er Sophie im Brief mitteilt: „Wir hatten das Pech, an eine lokale Spezialität zu geraten, die meine Leber in einen ungarischen Wasserkürbis verwandelte! Ich werde nicht darauf verzichten, Dir das Gericht zu beschreiben, rate Dir aber, Deine Kochkünste nicht an diesem Rezept zu erproben, denn wer unvorbereitet davon isst, könnte Dich wegen versuchten Mordes anklagen. Das Fleisch, es war wohl irgendein Geflügel, aber in Wahrheit bin ich mir nicht sehr sicher [welches Geflügel]. Es war nicht so zäh, wie ich befürchtete, wurde aber mit einer Brühe serviert, die zwar alle anderen über den grünen Klee lobten, die mir aber schon beim ersten Bissen das Gefühl gab, mein Mund würde Brandblasen werfen: stell Dir eine Fleischbrühe voll mit klein geschnittenen Zwiebeln, Speck, Pfeffer, Zimt, Mandeln und Trauben vor. Wenn mich eine Erkältung geplagt hätte, so wäre sie im Nu vertrieben worden. Die Folge war ein pausenloses Nasenlaufen, das ich nur unter tausend Mühen aufhalten konnte, bevor es mein Kinn erreichte; und jedes Mal, wenn meine Tischgenossen ihren Blick von mir abwendeten, wischte ich mir die Nase mal an den Ärmeln, mal am Handrücken ab, und ich schreckte selbst davor nicht zurück, meine Finger zu gebrauchen, die ich dann [am Tischtuch] abtrocknete“ (S. 162).

Die gute Behandlung ist also sicher. Sicher aber ist ebenso, dass sie getötet würden, wenn das Lösegeld nicht einträfe. Das ist der Kleftenkapetanios schon seinem Ruf schuldig; schon aus taktischen Gründen, denn wer fürchtete ihn sonst in der Zukunft noch und zahlte Lösegeld?

So empfiehlt es sich, mit den Kleften in Griechenland erst nach Beginn des Befreiungskrieges in Berührung zu kommen, wenn sie, die sich auf die Guerillakriegsführung so gut verstehen, gewissermaßen staatstragend geworden sind; ebenso mit den Piraten, die das Kapern fremder, dann eben feindlicher Schiffe so gut beherrschen.

Doch soweit ist es noch nicht. Wiederum ist es der Zufall, der die Flüchtigen aus dem fernen Westen wie die mit gefangenen Griechen aus ihrer lebensbedrohlichen Lage errettet. Der Räuberhauptmann ist Suliote, also ein Angehöriger der Dörfergemeinschaft von Suli in den epirotischen Bergen, und er begibt sich mit Trupp und Tross in die suliotischen Gefilde, als Ali Pascha wieder einmal einen seiner Feldzüge gegen die unbotmäßigen Gebirgsdörfer unternimmt. Dabei gerät der Klefte verwundet in Gefangenschaft und wird auf Alis Geheiß umgebracht. Der überlebende Teil seiner Bande und der Tross werden nach Jannina verbracht, wo schließlich, verspätet, auch der Diener des Grafen mit dem Lösegeld einlangt.

Man lebt in jenen Tagen in aller Arten von Unsicherheit und Ungewissheit. Mit Aussicht auf Erfolg zu planen, ist für die wenigsten möglich, und wer zum Überleben von einem auf den anderen Tag bei der Beschaffung der Mittel Skrupel hat, ist verloren. Nur die brutale Macht, wie sie Ali Pascha in großem Maßstab, wie sie die Räuberhäuptlinge zu Wasser und zu Lande in kleinerem, aber nicht weniger gefährlichem Maßstab ausüben, oder die durch Tradition vererbte Macht des Adels auf den Ionischen Inseln bieten einige Gewähr als feste Größen, im negativen oder positiven Sinne. Was den ionischen Adel betrifft, so hat lediglich die kurzlebige französische Revolutionsherrschaft, natürlich aber nicht die restaurative russisch-türkische Besatzung an ihrem Stand grundsätzlich gerüttelt. Mögen auch einige in den Wirren der kriegerischen Auseinandersetzungen der ausländischen Mächte Teile ihres Vermögens verloren haben, mag man zeitweise auch den Popularen ein paar politische Rechte

zugestanden haben, so kann sich der Adel doch weitgehend wie seit eh und je bewegen. Mazarini-Pertl und seinen italienischen Freunden sind die gesellschaftlichen Verhältnisse auf Korfu jedenfalls völlig vertraut.

Sogar was die Sprache angeht. Der Adel spricht weiterhin Italienisch, nur das gemeine Volk pflegt ein fremdartiges Idiom. Ein wenig versteht Mazarini davon, denn im reichen Hause Ikonomu in Triest hatte ihm der Sohn des Hauses im Gegenzug zum unentgeltlichen Klavierunterricht (Kost und Logis mussten genügen) Sprachunterricht erteilt. „Nicht Altgriechisch, mit Büchern und grammatischen Regeln. Nein, unser heutiges Griechisch werde ich Ihnen beibringen. Es wird Ihnen von großem Nutzen sein, wenn Sie sich in Parga aufhalten!“ (S. 106), so der Knabe wörtlich. „So begannen wir zunächst mit der Aneignung des Alphabets, das über 24 Buchstaben verfügt, von denen manche sehr drollig sind ... Mein ausgesprochener Lieblingsbuchstabe ist indes das [], mit dessen Nachzeichnung ich ganze Stunden verbringe, vor allem, wenn ich an Dich denke, meine kleine Pitzli-Fitzli“ (S. 107). Zur Lücke, dem nicht genannten Großbuchstaben Φ , gibt es eine Anmerkung, welche lautet: „Im Original nicht mehr identifizierbar.“ Wer sich hierbei etwas denkt, hat recht.

Sprachunterricht 1798 also und Mozart, Mazarini, Pertl hat er immer wieder genutzt, in manch kritischer Situation und besonders jetzt, wo er sich in Jannina am Hofe des Ali Pascha befindet und immer wieder dem unberechenbaren Selbstherrscher persönlich begegnet, dessen Ehrengast er ist, weil jener die schönen Künste schätzt. Ali, schreibt Mozart an Sophie, „ist wild entschlossen, in seiner Domäne einen neuen, dynamischen, gegenüber den positiven Errungenschaften der europäischen Länder offenen Staat zu gründen, der zugleich die traditionellen Werte des Islam bewahren soll“ (S. 365). Darum versammelt er an seinem Hof Gelehrte und Literaten, Architekten und Generäle, deren Dienste er bei seinen Plänen in Anspruch nehmen kann. Da er gerade dabei ist, seine Armee nach dem Muster westlicher Armeen umzustrukturieren, benötigt er auch, so vertraut er Mozart in vertraulichem Ton höchstselbst an, „die geeignete Musik für die Manöver und militärischen Paraden, und er werde [ihn] für die Komposition von Soldatenmärschen reichlich entlohnen“ (S. 391).

Natürlich musste Mozart sich geschmeichelt geben und sich glücklich schätzen, von dem Herrscher eines solch ehrenvollen Auftrags für würdig befunden zu werden, obwohl er Märsche nicht ausstehen kann, wie er sagt. Hätte er auch nur leiseste Bedenken geäußert und den hinterhältigen Satrapen damit auch nur im mindesten verärgert, wäre es ihm übel ergangen.

So wie etwa den Gastgebern eines glanzvollen Mahles, einer reichen Kaufmannsfamilie Jangos, die Ali zu dieser Ehre gezwungen hatte. Ein Verfahren übrigens, das vor ihm schon ein anderer, der wahre Sonnenkönig Ludwig XIV. angewandt hatte, als er am 17. Dezember 1661 sich und seinen gesamten Hofstaat auf das im südöstlichen Weichbild von Paris gelegene und als Vorbild für Versailles dienende Schloss Vaux Le Vicomte einlud - die feudale Wohnstätte seines Finanzministers Nicolas Fouquet - , die Eingeladenen verzehren ließ, was Küche und Keller hergaben, und den Geschädigten unter Mithilfe des intriganten Colbert gleich danach ins Gefängnis werfen ließ.

Das Vergehen der Gastgeberin in Jannina, Roussio Jangos, bestand darin, dass sie, die einige Zeit in Wien gelebt hatte, sich in Anwesenheit Alis mit Mozart auf Deutsch unterhielt, was jener nicht verstehen konnte und was ihn dermaßen erzürnte, dass er sie gezwungenermaßen zum Mittelpunkt einer Orgie machte, an der auch Mozart zu seinem und seiner Freunde Entsetzen in einer Hauptrolle teilnehmen musste. Letzteres als Strafe dafür, dass im Gespräch mit Frau Jangos herausgekommen war, dass der Maestro sich unter falschem Namen vorgestellt hatte.

Unter normalen Umständen wäre es anlässlich dieses dritten Wiedererkennens im fernen, orientalischen Jannina mit Mozart – und dem Roman – aus gewesen. Der Autor rettet beide: Ali sei, lässt er ihn selber sagen, daran gewöhnt, dass Westeuropäer unter falschem Namen reisten, weil sie etwas zu verbergen hätten, und dem Roman (und seinen Lesern) schenkt Panselinos noch eine spannungsgeladene Entführung aus dem Serail-Untergrund, dem Kerker unterhalb der Festung, in den man das unglückliche Opfer der Orgie geworfen hatte.

Dreierlei wird gewonnen: Erstens, Mozart lebt weiter und weiter; das Ende des Romans ist bezeichnenderweise offen, er lebt freilich weiter als ein Mozart, der nicht mehr der Verspielte und Selbstverliebte ist, sondern ein ernster, um das Wohl anderer Besorgter. Im Entführungsdrama, hochgefährlich für alle Beteiligten, fällt ihm die Hauptrolle zu. Zweitens wird noch einmal im Detail die Person Ali Paschas aller Romantik entkleidet und ein atmosphärisch scharfes Bild gezeichnet vom immer angstbesetzten Leben in despotischer Unterdrückung, und drittens damit auch Verständnis geweckt für den ständigen und ständig wachsenden Wunsch nach Befreiung von diesem Joch, da die Verweigerung elementarer Sicherheit kein Sich-Bescheiden und freiwilliges Sich-Fügen zulässt.

„In der Knechtschaft macht der Mensch andere Erfahrungen, und das Studium der Geschichte reicht nicht aus, um so zu empfinden wie jemand, der die Sklaverei am eigenen Leibe erlebt hat“ (S. 347). Von dem aus Smyrna stammenden großen Literaten Giorgos Seferis gibt es ganz ähnliche Aussagen bezogen auf das tägliche Leben der Griechen im osmanisch-türkischen Kleinasien.

Es ist eben nicht so, dass nur Essen und Trinken und irgendeine Art Dach über dem Kopf den Menschen immer genügen oder ihnen zu genügen hätten, wie Dionysios Solomos seine böse „Frau von Zakynthos“ sinngemäß die bettelnden Frauen aus dem belagerten Messolongi anherrschen lässt und damit viel Volkes mitleidlose Stimme wiedergibt.

So erleben wir hautnah mit, wie es einem in einer Zeit des Umbruchs im Westen, der nur einen Steinwurf entfernt vom griechischen Festland auf Korfu begann, und im noch orientalistisch orientierten Land selbst, das am Beginn eines Ausbruchs und Aufbruchs stand, erging bzw. ergehen konnte, selbst wenn man auf ein Mozartsches Leben zurückblicken konnte.

Schade nur, dass wir der Musik einer zweiten, auf den fremden Instrumenten offenbar sehr eigenartig klingenden „Entführung aus dem Serail“ nicht lauschen können, die Mozart eigens für den Pascha komponiert hatte – auf der Grundlage der sehr frühen und

unvollendeten Oper mit dem Namen „Zaide“, deren Partitur ihm Sophie versehentlich statt der richtigen Serail-Oper geschickt hatte; „Zaida oder Zaide ...“, die von der Befreiung eines wohlherzogenen adligen Fräuleins handelt, das als Sklavin an den Harem eines großen Herrschers verkauft wird. [Diese Oper] hatte zumindest den Vorteil, dass keine der moslemischen Figuren als lächerlich dargestellt wurde“, wie Chrisostomos selbst erläutert (S. 522).

Die Fiktion bleibt bis zum Schluss, wie wir sehen, orientalischemärchenhaft. Der Pascha jedenfalls war entzückt von der Aufführung der Oper und küsste den Komponisten auf beide Backen. Dabei war er längst in die wirklichen Entführungspläne, die nur im Trubel eines Musikfestes zu realisieren waren, eingeweiht, wie wir, selbst höchst überrascht, in einem kurzen Absatz nach der erfolgreichen, von uns mit aufgeregter Besorgnis verfolgten Befreiung Roussios aus dem Kerker erfahren. Ali jedenfalls lachte, als der bestochene Wärter ihm die hohe Bestechungssumme übergab. Und er lachte ziemlich griechisch darüber, wie die vermeintlich so klugen, aber im Grunde dummen Franken wieder einmal hinters Licht geführt worden waren.

Textbezug:

- Alexis Panselinos, *Zaide oder Das Kamel im Schnee*, Roman, Aus dem Griechischen von Theo Votsos, Berlin Verlag, Berlin 2001, 554 Seiten und Berliner Taschenbuch Verlag 2003.

Zeitnahe Literatur:

- Gerassimos E. Mavrojannis, *Historia ton Ionion Neson apo tou 1797 mechri 1815* (Geschichte der Jonischen Inseln von 1797 bis 1815), Athen o. J.

- Panagiotis Chiotis, *Historia tou Ioniou Kratous* (Geschichte des Jonischen Staates), 2 Bde., Zakynthos 1874.

- Konstantinos Paparrigopoulos, *Historia tou hellenikou ethnous* (Geschichte der griechischen Nation), 5 Bde., Athen 1925.

- S. Pouthler, *Les îles Ioniennes pendant l'occupation Française*, Paris 1810.

- A. Dandolo, *Discorso ai Greci moderni del Ionio*, Paris 1817.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): *Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung*, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

Leipzig und die neueren Griechen

Günther S. Henrich, Hamburg¹

Εὐγενίῳ τῷ Βουλγάρει, ἔπει διακοσιοστῶ μετὰ τὴν αὐτοῦ ἀποδημίαν.

Die Verbindung der Alma Mater Lipsiensis zur *antiken* Gräzität datiert schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts; von diesem Anbeginn ist die *altgriechische* Philologie im dortigen Fächerkanon ohne nennenswerte Unterbrechungen vertreten, oft durch bedeutende Gelehrte. Doch davon wird hier nicht die Rede sein; es geht um die Beziehungen der Griechen zu Leipzig - und umgekehrt - seit der 'Turkokratía' sowie um die Geschichte von Neogräzistik und Byzantinistik an dieser Universität. (Dem Leipziger Doktoranden Frank-Thomas Suppé und meinem dortigen ehemaligen Kollegen Jürgen Werner danke ich an dieser Stelle für viele Informationen.)

Der früheste bisher bekannte griechische Besucher Leipzigs war - modisch ausgedrückt - ein Promi: Wie Ralf C. Müller kürzlich gezeigt hat², weilte in der Osterwoche 1481 eine von den Quellen als "Keyszer vonn Constantinopel" bezeichnete Person in der Messemetropole und wurde vom Rat gastfrei aufgenommen; Müller weist nach, dass es sich nur um den legitimen Anwärter auf den byzantinischen Thron *Andréas Paläológos* gehandelt haben kann, den ältesten Sohn des letzten Despoten von Morea Thomás und mithin Neffen des bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken kinderlos gefallenen letzten byzantinischen Kaisers Konstantin XI.

¹ Der Autor war zehn Jahre an der Universität Leipzig tätig

² Ralf C. Müller, "Ein Kaiser von Konstantinopel in Leipzig? Griechen in Mitteleuropa nach 1453", in: *Geschehenes und Geschriebenes – Studien zu Ehren von Günther S. Henrich u. Klaus-Peter Matschke*, hrsg. v. Sebastian Kolditz und Ralf C. Müller, Leipzig (Eudora) 2005, 409-431, bes. 409-420.

Dieser Andréas war 1480 in Moskau gewesen, um den Zaren für den Plan eines Krieges gegen die Türken zu gewinnen, durch den die Peloponnes für die Paläologen zurückerobert werden sollte, und muss sich Ostern 1481 auf der Rückreise in sein römisches Exil befunden haben. Hierzu passt, dass Andréas 1483 ein Chrysobull (!) mit "imperator Constantinopolitanus" unterschrieben hat.

Griechische *Händler* besuchten schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts regelmäßig die Leipziger Messen.³ Griechische *Studenten* sind an der Pleiße im 17. Jahrhundert nachweisbar, häufiger werden sie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, dem Beginn der *neugriechischen Aufklärung*⁴. Auf diese Stadt wurden südost-europäische Christen, die im Westen studieren wollten, gewiss außer durch den Ruf ihrer Universität durch die vielen griechischen Bücher aufmerksam, die in ihren Verlagen erschienen und auch auf dem Balkan Verbreitung fanden; Berichte der zu den Messen gereisten Landsleute dürften dabei eine Rolle gespielt haben. Etwa gleichzeitig, Mitte des 18. Jahrhunderts, begannen sich dann Seiden- und Baumwollhändler, besonders aber Kürschner und Pelzhändler aus Kastoriá und Siátista für längere Zeit am Ort niederzulassen. Der erste griechisch-orthodoxe Gottesdienst fand spätestens 1751 statt, in der Katharinenstraße 4, dem so genannten "Griechenhaus" (Abb. 1 und 2). Dies entwickelte sich zum Zentrum der allmählich entstehenden griechischen Kultusgemeinde (*H)ágios Geórgios*. Das Gebäude wurde im Dezember 1943 durch Bomben zerstört, doch ist an seinem Nachfolgebau 1999 auf Initiative Herrn Suppés eine z.T. vom Griechischen Generalkonsulat gestiftete schöne Bronzeplatte (Abb. 3) zur Erinnerung angebracht worden.

Was nun Neugriechisches und Byzantinisches im *Zusammenhang mit der Universität* der Stadt betrifft, könnte man das *letzte Drittel des 18. Jahrhunderts* eine Zeit der *Vorläufer* nennen.⁵

³ Siehe etwa Frank-Thomas Suppé, "In Sachsen auf Heimatboden. Zur Geschichte der griechischen Gemeinde in Leipzig", in: *Evgenios Vulgaris und die neugriechische Aufklärung in Leipzig* (Konferenz an der Universität Leipzig, 16.-18. Okt. 1996), Leipzig (Universitätsverlag) 2003, 13-48, bes. 13 und 46 (mit reichen Angaben älterer Literatur). Ders., "Hellas Lipsiensis – Griechen in Leipzig", in: *Griechen in Leipzig – damals/heute*, Leipzig (Europa-Haus) 2001, 17-23, bes. 19.

⁴ Frank-Thomas Suppé, wie 2. Titel von Anm. 2, 20.

⁵ Allgemein zu den Wissenschaften vom mittelalterlichen und neuzeitlichen Griechentum in Leipzig: G.S. Henrich, "Zur Geschichte der Neogräzistik und

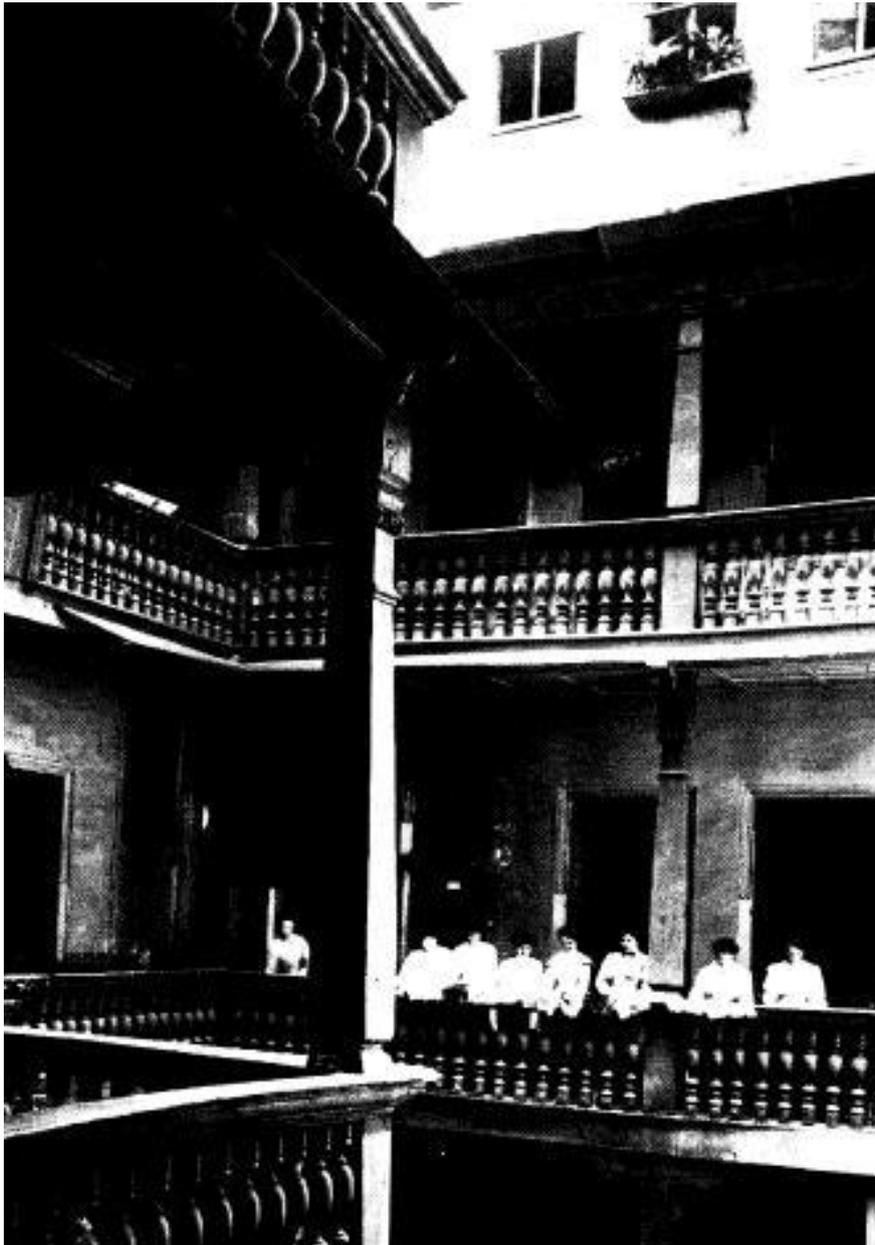


**Abb. 1: Das „Griechenhaus“ Katharinenstraße 4 um 1900
(Foto: H. Walter, aus: Griechen in Leipzig, hg. vom Europa-Haus Leipzig
2001, S. 18)**

Der bedeutendste unter den *griechischen* Πρόδρομοι byzantinischer und neugriechischer Studien in Leipzig war zweifellos der Universalgelehrte *Evgénios Vúlgaris* (Abb. 4).⁶ Im August 1716 während der durch den Generalissimus in venezianischen Diensten

Byzantinistik an der Universität Leipzig", in: *Griechen in Leipzig – damals/heute* (wie zweiter Titel von Anm. 3), 28-32.

⁶ G.S. Henrich, "Evgénios Vúlgaris, ein griechischer Polyhistor im Leipzig des 18. Jahrhunderts", in: *Griechen in Leipzig – damals/heute* (wie Anm. 2), 33-39.



**Abb. 2: Innenhof des „Griechenhauses um 1900
(Foto: H. Walter, aus: Griechen in Leipzig, 2001, S. 30))**

Matthias von der Schulenburg erfolgreich abgewehrten türkischen Belagerung auf dem damals zur Serenissima gehörenden Korfú (Kérkyra) geboren, begab er sich in jungen Jahren auf das türkisch beherrschte Festland, um die griechischen höheren Schulen in Árta und Jánnina zu besuchen; 1738 wurde er im epirotischen Hauptort zum Diakon geweiht. 1740-42 ist er Lehrer am reputierten Phlanginischen Seminar der griechischen Gemeinde in Venedig und

Prediger an deren orthodoxer Kirche; damals erwarb er sich Kenntnisse in neuerer abendländischer Philosophie.



Abb.3: Bronzeplatte am ehem. Griechenhaus (Foto: A. Katsanakis 1999). Die Gedenktafel wurde im Herbst 1999 vom Generalkonsul der Republik Griechenland Michael G. Koukakis und dem Oberbürgermeister der Stadt Leipzig Wolfgang Tiefensee eingeweiht.

Mit 26 Jahren wird er Direktor einer bedeutenden Schule in Jánnina. Vúlgaris' streitbarer Charakter und seine Einstellung eines relativ liberalen 'Westlers' führt zu Reibereien mit traditionalistischen Kollegen, lässt ihn zeitweilig nach Kozáni (Südwest-Makedonien) gehen, bis ihn der Ökumenische Patriarch 1753 zum Leiter der Athos-Hochschule (᾿Αθωνιάς) beruft, wo er seinen Höhepunkt als Dozent erreicht; Vorlesungsmanuskripte dieser Zeit hat er später drucken lassen. Studenten von ihm wurden Dozenten an den fürstlichen Akademien von Bukarest und Jassy, unter ihnen bedeutende Aufklärer wie Iósipos M(o)isiódax. Auch auf dem Athos kommt es zu Zwistigkeiten, woraufhin er als Professor an die Patriarchats-hochschule in Konstantinopel wechselt. Unter anderem wegen einer türkenfeindlichen Predigt muss er 1759 zurücktreten und bleibt die

nächsten Jahre als Privatgelehrter in der Hauptstadt, unterstützt von griechischen ("phanariotischen") Fürsten der Moldau und der Walachei.



Abb. 4: Evgenios Vúlgaris (Kupferstich aus der „Logik“ von Vúlgaris, Leipzig 1766)

Im Bewusstsein dessen, dass ihm noch manches an moderner westlicher Naturwissenschaft, Mathematik und auch Philosophie zum erstrebten Bildungsideal des *Enzyklopädisten* fehlte, siedelte Vúlgaris 1764 nach Leipzig über, immerhin schon 48 Jahre alt, aber weiterhin mit Stipendien, würden wir heute sagen, der in Jassy und Bukarest Regierenden. Es spricht für den damaligen europäischen Ruf geistiger Zentren des deutschen Raums, dass er nicht nach Italien oder Frankreich ging, deren Sprachen er bestens beherrschte; dass er sich nicht nach Wien oder München begab, mag vielleicht mit seiner entschiedenen Gegnerschaft gegen den Katholizismus zusammengehangen haben. In Leipzig beginnt er nach zwei Jahren intensivster philosophisch-naturkundlicher Studien in den Bibliotheken der Stadt eine äußerst fruchtbare übersetzerisch-

editorische Tätigkeit. Seine Leipziger Ausgaben umfassen eigene wie fremde Werke:

1766 erscheint seine *Λογική (Logik)*, das philosophische Hauptwerk des Eklektikers, welches in hohem Grade neueres westliches Denken rezipiert. Im selben Jahr ließ er u.a. noch die neugriechische *Vosporomachía* eines "Momars" drucken, worin das europäische und das asiatische Ufer des Bosporos darum wetteifern, welchem von ihnen größere Bedeutung in Bezug auf Naturschönheiten und Bauten zukomme. Übrigens hat der Münchner Byzantinist Albrecht Berger kürzlich dargetan, dass es sich bei dem Verfasser dieses langen Gedichts in gereimten 15-Silbern um den in Konstantinopel aufgewachsenen Caspar Ludwig Momarz, handelt, welcher Dolmetscher der habsburgischen Botschaft war und die griechische Volkssprache fließend sprach.⁷ Berger hat inzwischen noch herausgefunden und mündlich mitgeteilt, dass das Autographon des Werks heute in der Bibliothek der Athener Akademie liegt und von Momarz in *lateinischer* Schrift abgefasst wurde (man kann vermuten, weil er als westlicher Christ keine griechische, das hieß zugleich: orthodoxe, Schule besucht und deshalb die komplizierte historische *Orthographie* des Griechischen nicht beherrscht haben dürfte). Die von Vúlgaris publizierte Druckfassung ist jedoch in griechischem Alphabet gehalten. Bei diesem Werk konstatieren wir also folgenden doppelten Bezug zwischen dem griechischen und dem mitteleuropäischen Kulturraum: Es wurde von einem Ausländer in neugriechischen Versen verfasst und in einer deutschen Stadt von einem Griechen herausgegeben - ein illustratives Beispiel interkulturellen Zusammenwirkens in der späten Aufklärungszeit.

Vúlgaris ließ dieser *Bosporomachie* eine hübsche eigene poetische Übertragung von Voltaires eher anspruchsloser Prosaerzählung *Memnon* anbinden. Es handelt sich hierbei um die älteste griechische Übersetzung eines Voltaire-Textes und eines der wenigen literarischen Werke von Vúlgaris in der *Volkssprache*, denn für seine wissenschaftlichen Bücher hat er dezidiert die Gelehrtensprache, für

⁷ Albrecht Berger, "Die *Bosporomachia* des Senior Momars", in: *Zwischen Polis, Provinz und Peripherie – Beiträge zur byzantinischen Geschichte und Kultur*, hrsg. von L.M. Hoffmann unter Mitarbeit von A. Monchizadeh, Wiesbaden (Harrassowitz) 2005, 749-769, bes. 750 und 752-757.

seine Vergil-Übersetzungen im Alter sogar ein extrem klassizistisches Griechisch benutzt.⁸

1768 geht sein *Σχεδιάσμα περι' άνεξιθρησκείας* (*Entwurf über religiöse Toleranz*) in den Druck – dies griechische Wort für 'Toleranz' hat er selbst gebildet. Während er Voltaire zwei Jahre zuvor, in der *Logik*, noch in hohen Tönen gelobt hatte ("ὁ καθ' ἡμᾶς ἐν εὐκλείᾳ τῇ ἐκ τῶν λόγων περιῶν Οὐολταῖριος"), ist das neue Werk ein extrem kritischer, riesiger Kommentar zu seiner damit zusammen erschienenen Übersetzung von dessen deistischem *Essai historique et critique sur les dissensions des Églises de Pologne*.

In Leipzig entstehen weiter u.a. seine Übersetzungen lateinischer Schriften des Hallenser Physikers Johann A. Segner sowie des Werks *Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften* des Aufklärers Christian Wolff. Letzteres erschien allerdings nie im Druck. Doch auch an Christlich-Griechischem und Byzantinischem war Vúlgaris natürlich interessiert: Er gab in der Messestadt zwei griechische Theologen heraus, Theodoret von Kyrrhos (Θεοδώρητος Κύρρου, 5. Jh.) in fünf Bänden und Joseph Bryennios (Ἰωσήφ Βρυέννιος, um 1400) in dreien - diese Ausgabe ist bis heute nicht ersetzt.

Über sein Privatleben in Leipzig wissen wir kaum etwas. Er wohnte in einer schlichten Kammer des "Griechenhauses"; in dieser Studierstube muss er den größten Teil des Tages und oft gewiss auch Teile der Nacht rastlos geschriftstellert haben. Selbstironisch schreibt er an einen Bekannten in der Heimat: "Εἰς τὴν ἰδίαν κατοικίαν εἶναι ἡ καπέλλα, ὥστε κινδυνεύω νὰ γίνω καὶ φιλακόλουθος."⁹ (In demselbigen Wohnhause ist die [griechische] Kapelle, so dass ich Gefahr laufe, ein eifriger Kirchgänger zu werden.)" In einem anderen Brief (von 1775, aus St. Petersburg) gesteht er freimütig seine Neigung zu guten Speisen und edlen Getränken ein.¹⁰

⁸ G.S. Henrich, "Als Denker Archaist, als Dichter auch Demotizist – zu Vúlgaris' Paraphrase des Voltaireschen *Memnon*", in: *Evgenios Vulgaris und die neugriechische Aufklärung in Leipzig* (s. Anm. 2), 99-113. Der Text von Vúlgaris' *Μέμνων* am besten zugänglich in: "Αντεια Φραντζῆ, *Μισμαγιά*, Athen (Ἑστία) 1993, 51-73, dazu Bemerkungen 227-229.

⁹ Κωνστ. Δημαρᾶς, *Ἱστορία τῆς Νεοελληνικῆς Λογοτεχνίας*, Athen (Ἴκαρος), 4. Auflage 1968, 132.

¹⁰ Κωνστ. Δημαρᾶς, *Ἱστορία ...* (wie Anm. 8) 135.

Der "Philosoph auf dem Königsthron", Friedrich II., wurde auf Vúlgaris aufmerksam und ließ ihn wahrscheinlich nach Berlin kommen, um mit ihm über Voltaire zu diskutieren, den beide schon gar nicht mehr schätzten. Friedrich war von der Gelehrsamkeit des Griechen derart angetan, dass er – ebenso wie Vasílij Orlóv, der ihn als Begleiter russischer adliger Studenten in Leipzig kennen gelernt hatte¹¹, ihn Katharina II. empfahl, als die Zarin einen in orthodoxer Theologie wie antiker *und* moderner Philosophie gleich versierten Hofbibliothekar suchte. Nach längerem Zögern(aus Scheu vor dem russischen Winter und der neuen schwierigen Sprache, die er würde lernen müssen), nahm er die gut dotierte Stelle an und wanderte 1771 noch einmal aus, als 55-Jähriger. Er beriet die Zarin bei ihrem "griechischen Projekt" und brachte es mit ihrer Unterstützung zum Erzbischof und Akademiemitglied. Erwähnt sei nur noch, dass er einen großen Teil der vielen Werke, die er bis ins hohe Alter schrieb, weiterhin in Leipzig drucken ließ. 1806, vor 200 Jahren, verstarb er, neunzigjährig, in der Nähe von Petersburg.- Es hat sich bei ihm zwar nicht im eigentlichen Wortsinn um einen Aufklärer gehandelt – dem widersprechen sein zu enger Toleranzbegriff und seine erzkonservative Haltung zur neugriechischen Sprachfrage¹², mit vollem Recht aber wird dieser Vertreter des religiösen Humanismus als einer der bedeutendsten "Lehrer der griechischen Nation" betrachtet, als ein Wegbereiter ihrer geistigen Erneuerung. Und die siebenjährige Leipziger Phase seines Lebens war für seine Entwicklung und große Wirkung von besonderer Wichtigkeit. Zum griechischen "Vúlgaris-Jahr"¹³, sei ihm dieser kleine Vortrag gewidmet.

Bald nach Vúlgaris traf ein zweiter kerkyräischer Gelehrter in Leipzig ein, der 15 Jahre jüngere *Nikiphóros Theotókis*, welcher aber bei weitem nicht so lange dort blieb. Er hatte in Bologna Mathematik und Naturwissenschaften studiert, übersetzte viel aus diesen Bereichen,

¹¹ Stephen K. Batalden, *Catharine II's Greek Prelate Eugenios Voulgaris in Russia, 1771-1806* (East European Monographs, Boulder), New York 1982, 22.

¹² Martin Knapp, *Evjenios Vulgaris im Einfluß der Aufklärung: Der Begriff der Toleranz bei Vulgaris und Voltaire* (Bochumer Studien zur Neugriechischen und Byzantinischen Philologie, 6), Amsterdam (Hakkert) 1984, passim.

¹³ Unter anderem fand vom 1.-3. Dezember 2006 an der Ionischen Universität (Kerkyra) eine internationale Konferenz "Eugenios Voulgaris, the Man and his Works" statt.

wandte sich aber zugleich der Pastoraltheologie zu. An der Pleiße gab er eigene Werke heraus, darunter 1766 eine Reihe von Predigten in sehr volkstümlicher Sprache, und half außerdem Vúlgaris bei einigen Ausgaben. Danach wurde er Physikdozent und Direktor an der Fürstlichen Hochschule in Jassy. Nach progressiven, aufklärerischen Anfängen entwickelte er sich allerdings im Laufe der Zeit – nicht nur sprachlich – immer mehr zum Traditionalisten. Später holte ihn Vúlgaris ins Zarenreich, 1779 folgte er diesem als Erzbischof von Slavjansk und Chersón. 1800 starb er in einem Moskauer Kloster.

Neben Vúlgaris und Theotókis als den Theoretikern im griechischen Umfeld der Universität Leipzig sei noch ihr mehr *praktisch* ausgerichteter Landsmann *Thomás Mandakásis* vorgestellt. In Kastoriá geboren, studierte er in Leipzig Medizin; dort wurde er auch promoviert, mit einer parallel griechisch und lateinisch geschriebenen Dissertation über Homöopathie – vermutlich der erste Grieche, der sich intensiv mit diesem Fachgebiet befasst hat. Er ließ sich als Arzt in der Stadt nieder, freundete sich mit Vúlgaris an, war dessen Mitarbeiter an der Bryennios-Ausgabe und wurde zu einem Mäzen des Drucks alt- wie neugriechischer Bücher am Ort; so versandte er auch viele Exemplare gratis an griechische Schulen im Osmanischen Reich. Herausgegeben hat er in Leipzig u.a. den *Καθρέπτης γυναικῶν* (*Frauenspiegel*) von Kásarios Dapóntes (1766).¹⁴ Um die Hebung des Bildungsniveaus seiner engeren Landsleute, der griechischen Händler und Kürschner aus Makedonien, bemüht, erteilte er ihnen Griechischunterricht und verfasste eine Fibel. Er hatte auch schon deutsche Schüler.

Das *19. Jahrhundert* könnte man bezüglich der Neogräzistik und Byzantinistik an der Leipziger Universität mit dem Stichwort "*noch keine Kontinuität*" kennzeichnen. In Mandakásis' Todesjahr (1796) erschien das *Neugriechisch-teutsch-italiänische Wörterbuch* seines Kollegen und Griechischschülers *Karl Christoph Weigel*.

Dessen Vater, wohl ebenfalls Mandakásis-Schüler, war bereits "Universitätsproclamator und verpflichteter *Interpres* der neugriechischen Sprache" gewesen – solche Dolmetscher brauchte die Stadt wegen der vielen die Messen besuchenden ausländischen, besonders

¹⁴ Κωνστ. Δημαράς, *Ίστορία...* (wie Anm. 8) 117.

auch südosteuropäischen Kaufleute. 1804 wird das *Deutsch-neugriechische Wörterbuch* des Sohnes gedruckt; bemerkenswert ist die Fülle naturkundlicher und medizinischer Begriffe in beiden Werken.

Weigels Mitarbeiter an den Wörterbüchern, *Johann Adolf Erdmann Schmidt*, brachte es zu einer bescheidenen Stelle an der *Universität* : 1808 erschien seine *Neugriechische Sprachlehre*, und spätestens ab 1814 muss er Sprachkurse an der Universität gegeben haben, denn seit damals wohnte er im Rothen Collegium, das Mitgliedern der Hohen Schule vorbehalten war. 1819 wird er zum "*Lector* der russischen und neugriechischen Sprache" bestellt. Meines Wissens handelt es sich hierbei um den frühesten Fall von einer Institutionalisierung des Neugriechischunterrichts an einer deutschsprachigen Universität. J.A.E. Schmidt veröffentlichte viele Lehrwerke zum Neugriechischen und Russischen. Von seinen neogräzistischen Publikationen seien folgende genannt, sämtlich in Leipzig gedruckt: *Neugriechischer Dolmetscher*; *Hilfsbuch zur Erlernung der neugriechischen Sprache*; *Neugriechisch-deutsches Wörterbuch*, erweitert als zweibändiges *Handwörterbuch der deutschen und neugriechischen Sprache* (1827 und 1829); dies hatte so großen Erfolg, dass Neuauflagen davon bis 1871 erschienen. Zu Schmidts Neugriechischveranstaltungen trat seine Übung "Einführung ins Mittelgriechische", ein Ansatz von Byzantinistik an der Universität. Er lehrte bis 1848.

Hier kann leider nur knapp auf den *Philhellenismus*, dieses besonders positive Kapitel im Verhältnis nicht zuletzt der Deutschen zu den Griechen, eingegangen werden, obwohl gerade die sächsischen Philhellenen eine wichtige Rolle gespielt haben. Es sei lediglich auf drei Personen hingewiesen: Der Philosoph *Wilhelm Traugott Krug*, ein Gegner Hegels, forderte seine Studenten mit beachtlichem Erfolg auf, als Freiwillige am griechischen Unabhängigkeitskampf teilzunehmen. Ein anderer herausragender Leipziger Philhellene war der Jurist *Karl Theodor Kind*, der mehrere Anthologien griechischer Volkslieder und zeitgenössischer Prosa veröffentlichte, dazu eine *Geschichte der griechischen Revolution*, die europaweit Aufsehen erregte. Sein *Handwörterbuch der neugriechischen und deutschen Sprache* (1841) berücksichtigt stärker als Schmidts Lexika die Volkssprache und erfreute sich mit fünf Nachdrucken bis 1888 eines ähnlichen Zuspruchs. Die dritte Persönlichkeit hat ihr Leben - wie 23

andere junge Sachsen - für die Freiheit der Griechen riskiert: der im Vorort Anger geborene *Karl Rudolf Bromme* nahm 1827-30 als Kapitän, zeitweilig als Stellvertreter von Admiral Miaúlis, am griechischen Aufstand sehr erfolgreich teil und blieb danach als hoher Marineoffizier in griechischen Diensten. Erst 1848 kehrte er nach Deutschland zurück, um im Auftrag der Frankfurter Nationalversammlung im Admiralsrang die erste den deutschen Staaten gemeinsame Flotte aufzubauen.

Übrigens hatte der Holsteiner Archäologe *Ludwig Ross* nach Studium und Promotion in Kiel mit einem Reisestipendium der dänischen Regierung 1831/32 in Leipzig seine griechischen Studien abgerundet, u.a. bei dem exzellenten Altertumswissenschaftler und Rhetoriker Gottfried Hermann. Ross ging 1832 ins freie Griechenland, wurde Ephoros (Konservator) der Altertümer, grub auf der Akropolis und errichtete zusammen mit zwei Architekten des modernen Athen, dem Dänen Christian Hansen und Eduard Schaubert, den Nike-Tempel wieder. 1837 wurde Ross Professor der Archäologie an der kurz zuvor gegründeten Athener Universität und 1845 an der von Halle, deren klassizistische Gebäude der Stadt ja den Beinamen "Saale-Athen" eingetragen haben.

Das Leipziger Neugriechisch-*Lektorat* wurde allerdings in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht wieder besetzt.

Auch Byzantinistisches finden wir erst gegen Ende des Jahrhunderts wieder: *W. Wollner*, klassischer Philologe und Slavist, las 1889 und 1891/92 über *Gegenseitige Beziehungen der byzantinischen und abendländischen Litteratur des Mittelalters*.

Das 20. Jahrhundert ließe sich bezüglich Byzantinistik und Neogräzistik an der Leipziger Universität mit "*relative Kontinuität*" überschreiben.

Das Doppelfach ist dort nur wenig jünger als in München, seiner ältesten deutschen Pflegestätte: Anfang 1898 habilitierte sich der Deutschamerikaner *John Schmitt* in diesem Fach, begann im Sommersemester mit Lehrveranstaltungen und wurde 1903 außerplanmäßiger Professor. Da der Kollege und Freund *Geórgios Makrís* vor kurzem

ausführlich über ihn geschrieben hat¹⁵, nenne ich von J. Schmitts Werken nur die 1904 publizierte, immer noch nicht ersetzte kritische Ausgabe der *Chronik von Morea*, eines Textes, der ebenso als mittelalterliche Geschichtsquelle wie als umfangreiches Dokument der älteren neugriechischen Volkssprache von größtem Wert ist. Schon 1904 verließ Schmitt aber aus nicht ganz geklärten Gründen Leipzig und starb 1906 in den USA. 1909 nahm *Karl Dieterich* dessen Stelle ein, der Leipzig über ein Vierteljahrhundert lang die Treue hielt; 1921 wurde er Ordinarius. Schon Dieterichs Dissertation *Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrhundert* war vielversprechend. Er knüpfte auch persönliche Kontakte zu vielen Autoren in Griechenland. Seine *Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Litteratur* enthielt die erste wissenschaftliche Literaturgeschichte des Neugriechischen auf Deutsch; sie berücksichtigte bereits balkanische Zusammenhänge. Noch ausgeprägter ist Komparatistik in seinem Buch *Die osteuropäischen Literaturen*. Auf dem engeren Fachgebiet publizierte er unter anderem den Band *Deutsche Philhellenen in Griechenland* sowie eine Anthologie *Neugriechische Lyriker*. Mit *Sprache und Volksüberlieferungen der südlichen Sporaden* hat er einen Grundpfeiler der wissenschaftlichen Dialektologie des neueren Griechisch gesetzt.

Sein Nachfolger von 1936 bis 1945 wurde *Gustav Soyter*, der bereits mit seiner Dissertation *Untersuchungen zu den neugriechischen Sprachkomödien* und der Habilschrift *Das volkstümliche Distichon bei den Neugriechen* hervorgetreten war. Er gab die durch Werner v. Haxthausen schon 1815 gesammelten *Neugriechischen Volkslieder* heraus, welche dieser handschriftlich Goethe zugänglich gemacht hatte. Soyters wichtigste byzantinistische Titel: *Humor und Satire in der byzantinischen Literatur; Byzantinische Geschichtsschreiber und Chronisten*; dazu die Anthologie *Byzantinische Dichtung*. Eine gewisse Breitenwirkung erreichte er mit seinem Alterswerk *Griechischer Humor von Homers Zeiten bis heute* (1959).- Nicht verschwiegen werden soll, dass Soyter der NSDAP angehörte. Er war

¹⁵ G. Makris, "John Schmitt (1856-1906)", in: *Choregia, Münstersche Griechenland-Studien* 3, Münster 2005, 123-132.

dieser Partei beigetreten, weil er sich von ihr das entscheidende Gegengewicht gegen den damals in seiner bayrischen Heimat dominierenden Klerikalismus erhoffte, unter dem er zu leiden gehabt hatte. Als alten Parteigenossen entließ man ihn 1945.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Neogräzistik in Leipzig zunächst von dem klassischen Philologen und Albanologen *Max(imilian) Lambertz* betreut. Dieser *forschte* zwar nur auf albanologischem Gebiet, *unterrichtete* aber auch auf neogräzistischem.

Nach ihm verwaiste die Professur. Anfang der 70-er Jahre erfolgte eine für kleine Fächer günstige Korrektur der DDR-Hochschulpolitik mit dem Auftrag an die Leipziger Universität, die Neogräzistik wieder aufzubauen. Diese Aufgabe übernahm, zunächst mit Unterstützung durch *Dr. Anneliese Malina* von der Berliner Akademie, der Altgräzist *Jürgen Werner*, der sich von Lambertz in die neugriechische Philologie hatte einführen lassen. Prof. Werner halfen im neogräzistischen Bereich zeitweilig zwei Mitarbeiterinnen, *Efstathía Katsabáni* und *Ursula Novotny*, welche letztere von ihm promoviert wurde. Leipzig war der einzige Ort der DDR mit akademischer Vermittlung der Regionalwissenschaft Neogräzistik. Jürgen Werner gab auch auf diesem Gebiet Lehrveranstaltungen und publizierte viele Artikel und Rezensionen über moderne griechische Poesie. Er organisierte zwei internationale wissenschaftliche Konferenzen zur Neogräzistik, publizierte deren Akten und betreute sechs neogräzistische Dissertationen. Aufgrund seiner Initiative wurde dem so ungeheuer fruchtbaren Lyriker Jánis Rítsos die Leipziger Ehrendoktorwürde verliehen.

Während die Byzantinische *Philologie* nach dem Zweiten Weltkrieg in Leipzig nicht fortgeführt wurde, hatte die *historische* Byzantinistik seit der DDR-Zeit dort einen Standort: Schon 1951 wurde *Ernst Werner*, der sich besonders mit dem Übergang von Byzanz zum Osmanenreich beschäftigte, zum Dozenten, später Professor ernannt. Ihm folgte auf diese Professur mit der Bezeichnung "Mittelalterliche und Byzantinische Geschichte" 1986 *Klaus-Peter Matschke*, von dem ich nur die umfangreichsten Arbeiten nenne: *Die Schlacht bei Ankyra und das Schicksal von Byzanz*; *Die spätbyzantinische Öffentlichkeit*; ferner drei Kapitel in der *Dumbarton-Oaks-Wirtschaftsgeschichte von Byzanz* und zwei Hauptreferate auf internationalen Byzantinisten-

Kongressen; zusammen mit Franz Tinnefeld (München) der Band *Gesellschaft im späten Byzanz*. Leider hat seine Fakultät diese Professur mit Herrn Matschkes Emeritierung im Oktober 2003 umgewidmet.

Nach der Wende erreichte der Gräzist Jürgen Werner 1994 vom Freistaat Sachsen die Einrichtung eines *Magister-Nebenfach-Studiengangs Neugriechische Philologie*, also ohne Byzantinistik; das wissenschaftliche Arbeitsgebiet der entsprechenden *Professur* mit dem wieder aufgenommenen Namen *Byzantinische und Neugriechische Philologie* umfasste jedoch auch die byzantinistische Thematik. Als Inhaber dieser Stelle bis zur Verrentung im Jahre 2003 bemühte ich mich auf den Spuren John Schmitts und Karl Dieterichs in erster Linie um die Erforschung der griechischen Sprachgeschichte seit der Koiné, unter Einschluss der mittelalterlichen und neueren Dialekte.

Im Oktober 2002 stellte das Griechische Erziehungsministerium der Neugriechischen Abteilung großzügigerweise ein volles Lektorat zur Verfügung, das mit dem sehr qualifizierten und eifrigen *Dr. Symeón Stampouloú* besetzt ist.

Das *Griechische Generalkonsulat* wurde im Herbst 1994 eingerichtet. Während die Konsulate fast aller anderen Staaten in Sachsen Dresden als Sitz haben, beharrte Griechenland auf Leipzig wegen dessen besonderer historischer Verbindungen zum Griechentum. Alle bisherigen Generalkonsuln haben engen Kontakt zum Institut für Klassische Philologie, speziell zur Neugriechischen Abteilung, gepflegt.

1997 ist die Griechisch-Orthodoxe Kultusgemeinde *Heiliger Georg* erneut gegründet worden, deren Gottesdienst in einer Kapelle der Lutherkirche am Johannapark stattfindet. Es unterrichtet jetzt auch ein griechischer *Lehrer* in Leipzig. An der Universität wurde 1996 ein internationales Symposium *Evgenios Vulgaris und die neugriechische Aufklärung in Leipzig* abgehalten, dessen Tagungsbändchen inzwischen erschienen ist. 2001 gab das dortige Europa-Haus ein Heft *Griechen in Leipzig – damals/heute* heraus.

Die Deutsch-Griechische Gesellschaft "*Griechenhaus Leipzig*" wurde 2002 gegründet; ihre Vorsitzenden sind Prof. Joachim Schulz und Frau Dr. Novotny. Die Gesellschaft arbeitet mit der *Vereinigung griechischer Bürger in Sachsen* zusammen. Diese *Vereinigung* liefert mir das Stichwort, endlich wieder auf die in Leipzig ansässigen oder studierenden Griechen zurückzukommen: Von der früheren Gemeinde

der Kürschner und Händler war schon kurz die Rede. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lebten oft über 50 griechische Familien, hauptsächlich Pelzarbeiter und Pelzhändler, in der Stadt. Der Priester, gewöhnlich ein gebildeter Archimandrit, erteilte den Kindern mehrmals wöchentlich griechischen Schulunterricht.

In der NS-Zeit, besonders seit dem deutschen Angriff auf Griechenland, erfolgten Internierungen und Konfiskationen; der größte Teil auch der griechischen Immobilien wurde ausgebombt. 1949 löste dann ein Gesetz der jungen DDR alle ausländischen Vereine auf, auch die *Hellenisch-Orthodoxe Kirchengemeinde zu Leipzig*. Dieses Gesetz, weniger die Umgestaltung der Produktionsverhältnisse, führte zum Exodus fast aller Griechen; die meisten Kürschner gingen nach Frankfurt a.M. und Wiesbaden. Gleichzeitig kamen aber andere Griechen in die DDR, besonders nach Sachsen: linke Bürgerkriegsflüchtlinge, vor allem 1.128 Kinder und Jugendliche, größtenteils Waisen, die in Radebeul bei Dresden unterrichtet wurden. Viele von ihnen erhielten später in Leipziger Betrieben ihre Berufsausbildung. (*Sophía Kambáki*, in Leipzig geboren, hat zum Abschluss ihres Studiums an der Filmhochschule Berlin einen Dokumentarfilm über die Geschichte ihrer Eltern, die zu dieser Gruppe gehören, mit dem Titel "Markoskinder" gedreht.) Nach der Wende kehrte die Mehrzahl dieser Griechen in ihre Heimat zurück. Die Verbliebenen und deren Nachkommen bilden den Kern der *Vereinigung griechischer Bürger in Sachsen* (drei Ortsgruppen: Dresden, Leipzig, Chemnitz).- Es begann eine dritte Einwanderung, hauptsächlich von im *Gastgewerbe* tätigen Griechen, die zumeist vorher in den alten Bundesländern gearbeitet hatten.

Über die griechischen *Studenten* des späten 18. Jahrhunderts schrieb der ehemalige Leipziger Studiosus Goethe: "Der Wunsch, sich vor allem deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, sowie das Verlangen, allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden." Zwischen 1809 und 1869 waren 135 Griechen an der Alma Mater Lipsiensis immatrikuliert. Mindestens 30 von ihnen erwarben dort den Doktorgrad, darunter der bedeutendste Sprachhistoriker Griechenlands, *Geórgios Hatzidákis*. Um 1875 studierte der spätere Psychiater und wichtige Autor *Geórgios Vizyínós* (Abb.5) in Leipzig. Schon viel früher (1819), kurz vor Beginn des griechischen Aufstands, hatte die Philosophische

Fakultät dem Kantianer *Konstantínos Kúmas*, der auch Wieland übersetzte, sogar die Ehrendoktorwürde verliehen.



Abb. 5: Geórgios Vizyinos
(Quelle: Griechen in Leipzig 2001, S. 41)

Ólga Fanouráki verfasste 2002 eine Masterarbeit *Griechische Studierende in Leipzig von 1890 bis 1918*, worin den Biographien vieler der 165 Griechen, die in diesen drei Jahrzehnten die Universität besuchten, nachgegangen wird. Hoch ist wieder der Anteil von ihnen, der in Leipzig promoviert wurde, ein Viertel. Von späteren Koryphäen unter diesen Doktoren seien genannt: der Metropolit und Makedonomache *Karavangélis*; mehrere Universitätsprofessoren, darunter solche, die in Zürich und Bukarest gewirkt haben; aber auch der Großindustrielle *Dimítrios Kyriazís*, Gründer von Zigaretten-fabriken und Zigarrenmanufakturen in Ägypten, Griechenland und Hamburg. Von denen, die jedenfalls in Leipzig *nicht* den Dokortitel erwarben, erwähne ich das für die Durchsetzung der Dimotikí entscheidende Viergespann der Linguisten und Pädagogen *Triantaphyllídís*, *Delmúzos*, *Glinós* und *Papamávros*, die u.a. bei den führenden

Junggrammatikern (Karl Brugmann, Hermann Paul, August Leskien) studierten. Nicht vergessen seien auch *Ioánnis R(h)állis*, während des Zweiten Weltkriegs ein Ministerpräsident der griechischen Exilregierung, und *Stamátios Psáltis*, dessen *Grammatik der byzantinischen Chroniken* (Göttingen 1913, Nachdruck 1974) noch nicht ersetzt ist; mit der Monographie über seine Heimatmundart von Saránta Ekklisiés in Ost-Thrakien (türk. Kırk Kilise, umbenannt in Kurklareli) wurde er einer der Pioniere der neugriechischen Dialektologie.

Zur Zeit der DDR kamen griechischsprachige Studenten hauptsächlich aus dem blockfreien Zypern, und noch im Wintersemester 2004/05 waren an der Alma Mater 37 zyprische und 28 helladische Studierende immatrikuliert; vor einigen Jahren sind es sogar etwa 70 aus Griechenland gewesen. Doch gibt es auch mehrere griechische *Professoren und Dozenten* in Leipzig: Der bekannteste ist wohl der Komponist und Kompositionslehrer *Dimítiri(s) Terzákis*, der dort von 1994-2003 wirkte, Sohn des Romanciers Ángelos Terzákis. In der Chemie ist *Athanásios Giánnis* tätig, in den Wirtschaftswissenschaften *Spyrídon Paraskewópoulos*, in der Philosophie *Nikólaos Psarrós* und in der Neurochirurgie *Chrístos Trantákis*. *Pános Terz*, im Ruhestand, ist Völkerrechtler.

Die gegenwärtige Rezession mit ihren einschneidenden finanziellen Engpässen und die Tendenz, kleinere Fächer deshalb kurzerhand abzuschaffen, führte nach meiner Verrentung 2003 zur Umwidmung der Professur und zur Aufhebung des neugriechischen Studiengangs. Durch Vermittlung des Generalkonsuls *Th. Tsakíris* ist jedoch dankenswerterweise der *griechische* Staat – wie ähnlich schon in München und an der FU Berlin – in die Bresche gesprungen: Er hat in Leipzig eine *Stiftungsprofessur* mit dem Namen *Byzantinische und Neugriechische Philologie* eingerichtet. Anlässlich des Staatsbesuchs des früheren griechischen Präsidenten *Stephanópulos* beim damaligen sächsischen Ministerpräsidenten *Biedenkopf* erklärten beide Seiten, auch die *kulturellen* Beziehungen zwischen Sachsen und Hellas intensivieren zu wollen. Das befreundete Land hat mit seiner Stiftungsprofessur einen eindrucksvollen Schritt in diese Richtung getan.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

Kandidaten für das neue Hellas Prinz Philipp von Hessen-Homburg und der griechische Thron¹

Ismene Deter, Bad Homburg

Am Beginn des neueren Griechenland steht, wie gemeinhin bekannt, als Name einer deutschen Dynastie der der Wittelsbacher: es war Otto von Bayern, der 1833 als erster König von Griechenland den Thron bestieg. Auch andere deutsche Prinzen waren damals im Gespräch, ich erinnere an Johann von Sachsen, Karl von Bayern und vor allem an Leopold von Sachsen-Coburg. Weniger bekannt ist, dass zu den Anwärtern auch ein Homburger Prinz gezählt hat, dem es trotz seiner Herkunft aus einem politisch unbedeutenden, deutschen Kleinststaat für einen kurzen historischen Moment gelang, ins Blickfeld der europäischen Diplomatie zu rücken. Historiker sehen in Philipp bislang fast ausschließlich den großen Militär, der durch seinen heldenhaften Einsatz in den Napoleonischen Feldzügen und den Befreiungskriegen zu einer Berühmtheit wurde, übersehen dabei aber, dass sein Leben nicht nur in einer Kette von Kriegen verlief.² Der Blick auf die griechische Thronkandidatur mag dazu dienen, auf Philipps Rolle als Thronanwärter näher einzugehen, und ihm, dem späteren Homburger Landgrafen, somit zu einem deutlicheren und differenzierteren Bild zu verhelfen.

¹ Überarbeitete und gekürzte Fassung eines 2004 in Bad Homburg gehaltenen Vortrages

² Die erste und zeitnahste Biographie stammt von Wilhelm Gebler, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg. Wien 1848; Einen neueren biographischen Abriss bietet Friedrich Lotz in: Geschichte der Stadt Bad Homburg vor der Höhe. Bd 2: Die Landgrafen-Zeit, Frankfurt a.M. 1972, S. 276-290

Kein Thema beschäftigte in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Staatsmänner Europas so sehr, wie die sog. „griechische Frage“, die Frage nämlich, wie der von der jahrhundertlangen Herrschaft der Osmanen befreite und neu zu gründende Staat in die Staatenwelt Europas einbezogen werden sollte.³ 1827, am Ende des langen, blutigen Freiheitskampfes, nach der Entscheidungsschlacht in der Bucht von Navarino, lag das Schicksal Griechenlands in den Händen Russlands, Englands und Frankreichs, die bald nach ihrem Zusammenschluss zur sog. „Tripelallianz“ gemeinsam, ohne Preußen und Österreich, die ein militärisches Eingreifen strikt ablehnten, die Niederlage der türkischen Flotte herbeigeführt hatten. Seine Existenz als unabhängiger Staat, seine Staatsform und sein Territorium wurden mit den Protokollen festgelegt, die nach endlosen Verhandlungen im März 1829 und Februar 1830 vom britischen Außenminister und den Botschaftern Russlands und Frankreichs in London unterzeichnet wurden. Sie bestimmten die volle Autonomie eines griechischen Königreichs unter dem Schutz der drei Alliierten. Diesem Abkommen stimmte nach einigem Zögern auch die Hohe Pforte in Konstantinopel zu. Der Thron wurde zunächst Prinz Leopold von Sachsen-Coburg angetragen und, nach dessen Ablehnung, Otto von Wittelsbach, der 1833 als „König von Griechenland“ den Thron bestieg. Damit war eine Lösung auch in der schier unlösbaren Thronfrage gefunden worden und ein Schlusspunkt unter die „griechische Frage“ gesetzt. Griechenland allerdings, bis zuletzt von allen Beratungen ausgeschlossen, sollten Teile der Londoner Beschlüsse in jahrelange innere Auseinandersetzungen stürzen, die den Aufbau eines stabilen und geordneten Staatswesens erschwerten und verzögert haben. Die von der Allianz geschaffene Konstruktion hat letztlich auch zum Scheitern Ottos nach fast dreißigjähriger Herrschaft über das Volk der Hellenen beigetragen.

3 Zum Thema des griechischen Unabhängigkeitskampfes und speziell zur „griechischen Frage“ u.a. Douglas Dakin, *The Greek Struggle for Independence*. London 1973; Charles W. Crawley, *The Question of Greek Independence. A Study of British Policy in the Near East 1821-1833*. Cambridge 1930; Horst Schmidt, *Die griechische Frage im Spiegel der Allgemeinen Zeitung (Augsburg) 1832-1862*. Frankfurt am Main 1988

Lange vor diesen Ereignissen, zum Teil schon während der 1821 im moldauischen Jassy beginnenden Kampfhandlungen, waren neben dem des Coburgers zahlreiche andere Namen ins Spiel gebracht worden. Sie reichten von Gustav von Schweden, über den Herzog von Nemours und den Herzog von Sussex bis hin zum Prinzen von Oranien, Karl von Bayern und den Erbprinzen von Österreich-Este, denen sich im Laufe der Zeit weitere prominente Namen hinzugesellten. Doch als der Zeitpunkt für die Wahl des künftigen Herrschers der Hellenen näher rückte, taten sich die Politiker schwer, zu einer einvernehmlichen Lösung zu kommen. Ging es ihnen doch nicht nur darum, eine Persönlichkeit zu bestimmen, die der künftigen, schwierigen Aufgabe gewachsen wäre. Für die Alliierten kam es vor allem auch darauf an, ihre Interessen und ihren Einfluss im neuen griechischen Staat zu sichern. Spätestens hier zeigte sich, dass es nicht allein um Griechenlands Unabhängigkeit ging. Das Land, ein ewiger Zankapfel zwischen Russland, England und der Türkei, war längst zum Spielball eigennützigster Interessen, zum Instrument und Handelsobjekt geworden.⁴

Dabei hatte Russland aufgrund der gemeinsamen Religion seit jeher die engsten Beziehungen zu Griechenland und sah sich, sehr zum Verdruss der übrigen Großmächte, spätestens seit dem Vertrag von Küçük Kainardscha im Jahre 1774, in der Rolle des natürlichen Beschützers eines seit Jahrhunderten von Muslimen beherrschten christlichen Volkes.⁵

Die Kandidaten

Obwohl untereinander uneins, erklärten England und Frankreich von vornherein, die Aufstellung ihrer jeweiligen Kandidaten gegenseitig unterstützen zu wollen. Russland dagegen trat gar nicht erst mit einem eigenen Kandidaten an, sondern setzte darauf, dass sich im Verlauf des Verfahrens ein akzeptabler Kandidat schon finden würde.⁶

An Kandidaten aus europäischen Fürstenthümern mangelte es wahrlich nicht, eine ganze Prinzen гарде war aufmarschiert, von denen

4 Wolf Seidl, Bayern in Griechenland. München. 2.Aufl.1970, S. 62

5 Barbara Jelawich, Tsarist Russia and Greek Independence, in: Greek Connections: Essays in Culture and Diplomacy. Ed. John T. A. Koumoulides. Notre Dame, Ind. 1987, S. 75-101

6 Dakin, a.a.O., S. 275

allerdings keiner je griechischen Boden betreten hatte. Sieben von ihnen kamen schließlich in die engere Wahl. Doch das Taktieren schon bei dieser kleinen Auswahl zeigt, wie schwierig die Kandidatenfindung verlief. Konsens herrschte allein darüber, dass der Kandidat kein Mitglied einer der herrschenden Dynastien sein dürfe. Bei dem Wer und Wie aber hörte die Übereinstimmung auf, und so mussten zwangsläufig sämtliche Vorschläge an den Interessengegensätzen der Großmächte scheitern.

Für Frankreich stand an erster Stelle Prinz Louis-Charles, ein Sohn des Herzogs von Orléans und späteren Königs Louis Philippe, kaum 15 Jahre alt. Doch schon bei ihm schieden sich die Geister. Man wünschte keinen französischen Satellitenstaat im Mittelmeerraum, dies würde nur Unruhe stiften und den britischen Handelsinteressen in die Quere kommen. Die Briten reagierten daher mit schroffer Ablehnung und präsentierten als ihren Favoriten Prinz Philipp von Hessen-Homburg, hoch angesehener General im Dienste Österreichs, damals 50 Jahre alt. Jetzt sträubten sich die Franzosen, die hinter dem Vorschlag Metternich witterten, den österreichischen Staatskanzler, ihren Intimfeind. Auch die Griechen, davon war auszugehen, würden sich gegen einen Günstling Metternichs stemmen, der ihren Freiheitskampf anfangs strikt abgelehnt hatte, da er die bestehende Ordnung in Europa gefährdet sah. Doch hatte der britische Vorschlag einiges für sich: nicht nur, dass Philipp aus einem Haus stammte, das über geringe Macht verfügte und somit nicht in das politische Geschehen verwickelt war; dahinter stand auch die pragmatische Überlegung, er könnte sich bereit finden, zur Orthodoxie überzutreten. Denn darüber war man sich von vornherein im Klaren: die Religionszugehörigkeit würde eine maßgebliche Rolle im künftigen Griechenland spielen.

Die Argumentation der Briten scheint plausibel, verband doch die Familie des Prinzen und anderer hessischer Linien eine langjährige Freundschaft mit dem orthodoxen Zarenhaus. Nicht nur zwischen Philipp und dem 1825 verstorbenen Zaren Alexander I. hatte es freundschaftliche Beziehungen gegeben. Auch Nikolaus I., sein ihm in der Regierung folgender Bruder, und Philipp kannten und schätzten einander, wobei sie über Prinzessin Charlotte von Preußen, der Gemahlin Nikolaus', auch verwandtschaftlich eng miteinander

verbunden waren. Gemeinsam hatte das damalige russische Großfürstenpaar 1821 der Homburger Residenz einen Besuch abgestattet.⁷

Das traditionell gute Verhältnis Homburgs zum Zarenhof reicht allerdings bis in die zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts zurück. Damals waren zwei Homburger Prinzen in russische Dienste getreten. Der eine von ihnen, Erbprinz Ludwig Gruno, brachte es bis zum Generalfeldmarschall und heiratete – übrigens nach orthodoxem Ritus⁸ - 1738 die Fürstentochter Anastasia Trubetskoja. Zu den russischen Generälen, die den erfahrenen Prinzen Philipp hoch achteten, zählte auch Fürst Wassilj Sergejewitsch Trubetskoj (1776-1841), aus der Familie der Anastasia und somit ein Verwandter Philipps. Verständlich, dass die Vertreter Russlands in London, Fürst Lieven und Graf Matuszewicz, gegen den britischen Vorschlag keinerlei Einwände erhoben. Im Gegenteil, sie spielten sogar mit dem Gedanken, dass bei einem Glaubenswechsel die künftige griechische Dynastie eines Tages in die Familie der Romanow einheiraten könnte.⁹ Dann wäre Russland endlich da, wohin es immer schon gewollt hatte: an den Dardanellen und bald auch in der Ägäis. Aber auch der Umstand, dass Philipp Protestant und nicht Katholik war, bot eine günstige Basis: so würde das traditionell gespannte Verhältnis zwischen Orthodoxen und Katholiken nicht unnötig strapaziert. An den Herzog von Wellington schrieb Aberdeen, der britische Außenminister: *„I know the Greeks well enough to be certain, unless they are greatly changed, that they would as soon have a Turkish Prince as a Roman Catholic“*. Einen protestantischen Fürsten hingegen würden sie akzeptieren, weil dieser wie sie selbst ein Feind der Katholiken wäre.¹⁰ Jedoch, die Überlegungen der Briten schlugen nicht zum Vorteil Philipps aus. Wie schon gezeigt, stellten sich die

7 Gerta Walsh, Zarin Alexandra von Russland, eine preußische Prinzessin, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Bad Homburg vor der Höhe, 50 (2001), S. 52

⁸ Roswitha Mattausch-Schirmbeck, Gerta Walsh, in: Russen und Homburger. Kontakte über 250 Jahre. Begleitschrift zur Ausstellung vom 19. 11. 1989 – 1. 4. 1990. S. 5f.

⁹ Dakin, a.a.O., S. 275

¹⁰ Muriel E. Chamberlain, Lord Aberdeen. A political biography. London 1983. S. 223

Franzosen quer, und Russland fügte sich. Der Gegenvorschlag der Franzosen, Prinz Karl von Bayern, einem Bruder König Ludwigs, die Souveränität anzutragen, war gleichfalls erfolglos, da der Prinz selbst den Antrag zurückwies: er fürchtete Einwände gegen seine liberale Gesinnung.¹¹ Lord Aberdeen indes, der Bevollmächtigte Englands, beharrte auf der Kandidatur Philipps und drohte damit, den Zaren als Schiedsrichter einzuschalten.¹²

Ratlos vertagte sich die Konferenz, um 14 Tage später, Anfang November 1829, neue Varianten durchzuspielen, so etwa mit Maximilian von Österreich-Este oder Frederik von Oranien als möglichen Kandidaten. Doch auch diese lehnte Frankreich ab mit der Begründung, der eine sei Österreicher, der andere Protestant, und schlug stattdessen Prinz Johann von Sachsen vor – einen Schöngest, der sich Kunst und Wissenschaft verschrieben hatte, der von der Begegnung mit Italien geprägt, von Dante fasziniert war und sogar eine Übersetzung von dessen „Göttlicher Komödie“ anfertigte. Es sei an der Zeit, so hatten die Franzosen gegenüber dem sächsischen Hof argumentiert, dass Sachsen – ein junges Königreich von Napoleons Gnaden – wieder eine seiner Bedeutung angemessene Stellung in Europa einnehme, und sagten wirtschaftliche und militärische Hilfe zu.¹³ Die Wahl Johanns erwies sich jedoch als totaler Missgriff. Als überzeugter Katholik, von sächsischen Protestanten gar als „Jesuitenprinz“ verschrien, hatte Johann kaum Aussicht auf den Thron eines Landes, dessen Bevölkerung den Freiheitskampf auch als Glaubenskrieg gegen die Herrschaft der Muslime geführt hatte. Am Ende einigten sich England wie Frankreich auf Frederik von Oranien, der auch für Österreich akzeptabel wäre. Doch wie zuvor schon der bayerische Prinz Karl, erteilte auch der Oranier der Konferenz eine Absage: er schreckte vor den ungewissen Verhältnissen in Griechenland zurück.¹⁴ Wenn erneut die Prinzenauswahl erweitert

11 Edgar Hoesch, Griechenland in der Politik der Großmächte, in: Das neue Hellas. Griechen und Bayern zur Zeit Ludwigs I. Katalog der Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums München, 9. 11. 1999 – 13. 2. 2000. S. 38

12 Crawley, a.a.O., S. 176f.

13 Ingo Zimmermann, Johann von Sachsen Philalethes. München 2001. S. 93

14 Lutgard Wagner-Heidendal: Die Haltung der Regierung der Niederlande gegenüber dem griechischen Freiheitskrieg (1821-1830), in: Studien zur europäischen Geschichte. Gedenkschrift Martin Göhring. Wiesbaden 1968. S. 120-132

werden musste, um wiederum alle Vorschläge abzulehnen, so zeigt das, wie weit die Ansichten der Parteien noch immer auseinander lagen.

Immer wieder war während der Beratungen der Name Leopolds von Sachsen-Coburg gefallen. Von ihm war immer schon die Rede, wenn über die Zeit **nach** dem Unabhängigkeitskampf nachgedacht wurde. Als Prinz mit europaweiten, auch verwandtschaftlichen Verbindungen und mit Kontakten zu griechischen Führungspersonlichkeiten galt er unter Diplomaten stets als die beste Besetzung für den griechischen Thron. Als Schwiegersohn des englischen Königs aber – er hatte 1816 Kronprinzessin Charlotte geheiratet - und somit Mitglied der königlichen Familie, kam er nach der Absprache der Alliierten prinzipiell nicht in Betracht. Zudem fand er weder beim Herzog von Wellington noch bei Lord Aberdeen die nötige Unterstützung. Vor allem aber stieß eine mögliche Kandidatur Leopolds bei seinem Schwiegervater auf wenig Gegenliebe.¹⁵ Doch, wie so oft im politischen Prozess, wechselten Kriterien und Kalkül. Trotz der Absprache, kein Mitglied einer der regierenden Dynastien zu nominieren, stimmten im November 1829 die Parteien einhellig für Leopold: er sei der Königsfamilie nur „assimiliert“, würde niemals einen Sitz im Oberhaus innehaben und habe seit dem Tod seiner Gemahlin kein öffentliches Amt ausgeübt. Zudem dürfe man davon ausgehen, dass auch das griechische Volk ihn akzeptieren würde. Die Russen stimmten zu, weil er kein Katholik war, die Franzosen erhofften sich bei seiner Wahl, dass er die Tochter des Herzogs von Orléans heiraten würde.¹⁶ Zuletzt lenkte auch England ein, das an dem Kompromisskandidaten Frederik von Oranien bis zu dessen Absage festgehalten hatte. Dabei mag auch eine Rolle gespielt haben, Leopold für die durch den frühen Tod seiner Gemahlin im Jahre 1817 entgangene Aussicht als englischer Prinzgemahl mit dem griechischen Thron zu versöhnen.¹⁷ Der eine oder andere, von antideutscher Stimmung geleitet, dürfte auch froh gewesen sein, den Coburger auf so elegante Weise die englische Bühne verlassen zu sehen.

15 Dakin, a.a.O., S. 276

16 Dakin, a.a.O., S. 276

17 Krauter, Josef, Franz Freiherr von Ottenfels. Beiträge zur Politik Metternichs im griechischen Freiheitskampfe 1822-1832. Salzburg [1913], S. 262

Ehrgeizige Pläne

Einige der Kandidaten hatten schon früh ein Auge auf den potentiellen griechischen Thron geworfen. Noch während heftiger Kämpfe begann der Herzog von Orléans, ehrgeizige Pläne zu schmieden: nur zu gern würde er den Thron für seinen Sohn Prinz Louis Charles sichern, wobei er vor Intrigen nicht zurückschreckte. Die Orléans-Familie unterstützte die Sache der Griechen durch beträchtliche Spenden, und ihre Anhänger versuchten, durch eine eigens in Griechenland gegründete „Partei“, Gleichgesinnte zu gewinnen. Die entsprechenden Instruktionen, die der Herzog von Orléans dem Gesandten des Pariser Griechenvereins 1825 insgeheim nach Griechenland mit auf den Weg gab, waren sogar von Mitgliedern der französischen Regierung gutgeheißen worden und erweckten einen offiziellen Charakter.¹⁸ Ungeniert versuchte er, auf den Gang der Ereignisse Einfluss zu nehmen. In Griechenland formierte sich eine an den englischen Interessen orientierte Gruppe, die sich für Leopold bzw. den Herzog von Sussex einsetzte,¹⁹ während eine in Russland operierende Vereinigung den Großfürsten Konstantin, Bruder des Zaren, favorisierte.²⁰ In Deutschland machte sich Friedrich von Gagern, Chef des Generalstabes Frederiks von Oranien, für eine Kandidatur des Oraniers stark, um auch die Interessen seines Hauses in die griechische Sache einzubringen.²¹ Eine nicht abreißende Kette prominenter Namen, die jedoch der großen Masse der Griechen kaum etwas sagten. Doch sah man bei allen unterschiedlichen, ja gegensätzlichen und z.T. unrealistischen Vorstellungen in der Wahl eines ausländischen Prinzen eine Chance, die schwer erkämpfte Unabhängigkeit leichter zu behaupten und dabei sowohl finanziell als auch militärisch unterstützt zu werden.²²

18 Natalie Klein, *L'humanité, le christianisme, et la liberté: die internationale philhellenische Vereinsbewegung der 1820er Jahre*. Mainz 2000, S. 79: 1825 spendete die Familie Orléans die hohe Summe von 16.000 Francs zur Unterstützung der Griechen

19 Dakin, a.a.O., S. 158

20 Dakin, a.a.O., S. 160

21 Heinrich von Gagern, *Das Leben des Generals Friedrich von Gagern*. Bd 1, Leipzig 1856, S. 343f.

22 Gunnar Hering, *Die politischen Parteien in Griechenland 1821-1936*. T. 1, München 1992, S. 136

Leopold

Wenden wir uns für einen Moment noch einmal Leopold zu, der beinahe griechischer König geworden wäre. Anders als bei den übrigen Kandidaten war die treibende Kraft im Ringen um den griechischen Thron Leopold selbst. Als Prinz aus deutschem Uradel, Generalmajor in russischen Diensten, Gemahl der britischen Thronerbin und als Folge davon englischer General und – obendrein – eine schöne Erscheinung, an die sich Napoleon noch auf St. Helena erinnerte,²³ war er sich seiner Vorzüge wohl bewusst. Seit Jahren hatte er den griechischen Thron im Blick, wobei er eigene Vorstellungen über die Rolle des neuen Staates entwickelte. Mit brennender Anteilnahme und mit einem gewissen romantischen Zug verfolgte er den Kampf der Griechen, unterstützte ihre Sache durch Spenden und bemühte sich, über Verbindungsmänner ein genaues Bild über die Lage vor Ort zu gewinnen. Er trug Bücher über Griechenland zusammen und beschäftigte sich mit der Geschichte und Kultur des Landes. Seit 1823 stand er in geheimen Verhandlungen mit den Anhängern von Johannes Kapodistrias, dem ersten Präsidenten des befreiten Griechenland. Er und Leopold kannten einander aus Russland, als der eine, Kapodistrias, noch als stellvertretender Außenminister und der andere, Leopold, als Generalmajor in russischen Diensten standen. 1826 traf Leopold mit Kapodistrias in Paris zusammen und stand auch danach in enger Fühlung mit ihm.²⁴ Zu jeder Zeit verfügte er über intime Kenntnisse in der „griechischen Frage“ und war im Aufbau und in der Pflege von Kontakten, die ihm bei seinen Plänen nützlich sein könnten, unermüdlich; dabei ging es ihm allerdings auch um Coburg, um Hauspolitik und dynastische Interessen.²⁵ Als das Angebot endlich vorlag, stand er im 39. Lebensjahr und war nicht gewillt, darauf zu verzichten.

In England – Leopold war durch seine Heirat mit der Kronprinzessin englischer Staatsbürger – war man seinen Absichten allerdings stets reserviert begegnet. Die Regierung hielt lange Zeit nichts von einer

23 Barry E. O'Meara, Napoleon in der Verbannung oder Eine Stimme aus St. Helena. Leipzig 1902, S. 204

24 Dakin, a.a.O., S. 158

25 Niall Ferguson, Das Haus Sachsen-Coburg und die europäische Politik des 19. Jahrhunderts, in: Rainer von Hessen (Hrsg.) Victoria Kaiserin Friedrich. Frankfurt a.M. 2002, S. 34

Monarchie in Griechenland. Das eigentliche Hindernis aber war sein Schwiegervater, König Georg IV. selbst, der Leopold den hohen Rang nicht gönnte. Der Gedanke, dass ein weiteres Mitglied der Familie den Königstitel erwerben könnte, war Georg zuwider. Ginge es nach ihm, dann würde er Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz den Vorzug geben, dem Schwager des Herzogs von Cumberland, seinem jüngeren Bruder. Darüber hatte er sich insgeheim mit dem preußischen König verständigt, dem Gemahl der Königin Luise, einer Schwester des von ihm favorisierten Prinzen von Mecklenburg-Strelitz.²⁶ Erst als die Sache ans Licht kam und er mit Erleichterung erfuhr, dass Leopold nur „souveräner Fürst“, nicht aber „König“ von Griechenland werden und zudem auf seine üppige Apanage verzichten würde, lenkte er ein. Und so kamen die drei Mächte überein, dass der einzige noch mögliche Kandidat Prinz Leopold sei. Am 3. Februar 1830 wurden die Protokolle mit der Entscheidung für Leopold unterzeichnet, und man bot ihm die Krone eines unabhängigen Griechenland unter dem Schutz der drei Alliierten an.²⁷ Leopold nahm die Kandidatur formell zunächst an, kündigte jedoch Bedingungen an, die er nachträglich durchzusetzen suchte, was ihm aber nur Ärger und beim König den Spottnamen „Marquis Peu-à-Peu“ einbrachte. Er forderte territoriale Verbesserungen für die Festlandsgriechen, ferner die Einbeziehung von Kreta, Samos und Chios in das künftige griechische Territorium und eine bessere finanzielle Ausstattung. Als die Allianzkräfte es ablehnten, darauf einzugehen und Kapodistrias in mehreren Briefen Leopold die Zustände vor Ort auch noch in düsteren Farben schilderte, zog dieser die Konsequenz und verzichtete im Mai 1830 schweren Herzens auf den Thron. Damit waren alle Anstrengungen der Alliierten fürs erste gescheitert.

Zeit seines Lebens und obwohl als belgischer König bald sehr erfolgreich, hat Leopold mit Wehmut auf den griechischen Thron zurückgeblickt. Noch 1841, als er bereits zehn Jahre über Belgien herrschte, schrieb er an seine Nichte, die englische Königin Victoria, dass er gern mit dem griechischen König tauschen würde.²⁸ Und selbst

26 Dakin, a.a.O., S. 159

27 Dakin, a.a.O., S. 159

28 Leonard Bower und Gordon Bolitho, Otto König von Griechenland. Begleitbuch zur Gedächtnisausstellung an König Otto von Griechenland (1815-1867). Autenried 1997, S. 19

1863, nach dem Sturz Ottos von Griechenland, unterstützte Leopold hartnäckig eine Kandidatur seines Neffen Ernst bzw. seines Großneffen Alfred und bot sich als Siebzjähriger an, die Regentschaft zu übernehmen. Gegenüber Victoria gab er zu: „dass ich den sehnlichen Wunsch hege, Griechenland für die Familie zu gewinnen. Es war der erste, unabhängige Staat, der mir 1830 angeboten wurde, dass es wieder so kommen sollte, ist ganz ungewöhnlich, und mein großer Wunsch ist es, dass der Himmel verhüten möge, dass diese zweite Chance ungenutzt verstreicht“.²⁹

Ein gutes Jahr nach der Entscheidung Leopolds einigten sich die Verbündeten, die Krone Bayern für den jüngeren Sohn König Ludwigs I., anzutragen, einem bedeutenden Philhellenen. Die Zahl der in Betracht kommenden Kandidaten für den griechischen Thron war nach der Absage Leopolds deutlich geschrumpft. Für Otto von Bayern sprach vor allem, dass sein Vater, der schon bisher seine tatkräftige Unterstützung beim Aufbau des verwüsteten und verarmten Landes in vielfältiger Weise unter Beweis gestellt hatte, sich auch in den kommenden Jahren für den Wiederaufbau Griechenlands einsetzen würde und zudem in der Lage wäre, die Rückzahlung der Darlehen der Schutzmächte sicherzustellen. Allerdings hatte Ludwig in den Verhandlungen mit den Alliierten günstigere Bedingungen durchgesetzt, vor allem in der die Griechen heftig bewegenden Frage der Grenzziehung. Da Otto noch minderjährig war, sollte sein Vater eine Regentschaft ernennen, die den Aufbau eines modernen Staates voranbringen sollte. Für die Wahl eines Herrschers der Hellenen war es höchste Zeit gewesen, nachdem der in Griechenland mächtig gewordene Kapodistrias, der sich aufgrund seiner autoritären Amtsführung und einer zunehmenden Zentralisierung der Staatsverwaltung viele Feinde geschaffen hatte, ermordet worden war und die Lage sich durch nicht aufhörende Interessenkämpfe der verschiedenen politischen Gruppierungen zugespitzt hatte.³⁰ Am 6. Februar 1833 ging Otto in Nauplia, der vorläufigen griechischen

29 Ferguson, a.a.O., S. 34

30 Emanuel Turczynski, Bayerns Anteil an der Befreiung und am Staatsaufbau Griechenlands, in: Das neue Hellas. Griechen und Bayern zur Zeit Ludwigs I. Katalog der Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums München, 9. 11. 1999 – 13. 2. 2000. S. 46f.

Hauptstadt, an Land, wo ihm, seinem Hofstaat und den bayerischen Regenschaftsmitgliedern ein begeisterter Empfang bereitet wurde.

Prinz Philipp von Hessen-Homburg

Ganz anders nun die Verhältnisse bei Prinz Philipp, dem Favoriten Englands für den griechischen Thron, der, wie nahezu alle übrigen Kandidaten, an den gegensätzlichen Interessen der Alliierten gescheitert war. Wenn auch über das politische Geschehen in Europa stets im Bilde, in den aktuellen Stand der „griechischen Frage“ mit allen Details war er nicht eingeweiht. Im Unterschied zu dem geschmeidigen Leopold mit seinem Netzwerk von Informanden, anders auch als der Herzog von Nemours mit seinem im Hintergrund agierenden, ehrgeizigen Vater, hatte Philipp keinerlei Ambitionen auf den griechischen Thron. Er, der sich nie nach vorn drängte,³¹ scheint ohne eigenen Ehrgeiz und ahnungslos in das engere Feld der Kandidaten geraten zu sein. Weder hat er, wie Leopold, mit aller Macht zum griechischen Thron gestrebt, noch wie dieser ein besonderes Interesse an Griechenlands Geschick gezeigt.

Dass er von der Sache der Griechen, die damals kaum jemanden gleichgültig ließ, jedoch berührt war, steht außer Frage, wenngleich er kein Anhänger der philhellenischen Bewegung war. Doch kann keine Rede davon sein, dass er sich jahrelang um den griechischen Thron gemüht habe und alles dafür in Bewegung setzte wie Leopold. Vieles spricht vielmehr dafür, dass Philipp loyal zu Metternich gestanden hat. Dieser lehnte die Erhebung der Griechen strikt ab und trat der Griechenlandbegeisterung („Raserei für Griechenland“) in Österreich, für ihn ein Element der Unruhe, entsprechend mit Zensur und Polizei entgegen.³² Er fühlte sich in seiner Legimitätspolitik gestört, sah in allem eine Bedrohung der politischen Balance und fürchtete, der

31 Man lese den Brief an seinen Bruder Ferdinand vom 28. 8. 1807: „Was mein Ansehen, meine Freunde und meinen Credit betrifft, so ist das wenigstens wahr, dass die Leute mir, so lange ich hier diene, immer wohl wollten, aber gerade aus der entgegen gesetzten Ursache als dies sonst der Fall zu sein pflegt: weil ich ihre Gunst nie suche und ich sie entbehren kann. Das geschieht aus dem von unserer Mutter nicht mit Unrecht vorgeworfenen Homburger Stolz, der das Kriechen uns unmöglich macht.“ (Karl Schwartz, Landgraf Friedrich V. und seine Familie. Bd 3. Homburg v.d.H. 2.Aufl. 1888, S. 124)

32 Gerhard Grimm, Studien zum Philhellenismus. München 1967 (ungedr.Habil-Schr.), S. 28

Aufstand könnte liberalen Tendenzen Auftrieb geben und Europa ins Chaos stürzen. Die Initiative, den hessischen Prinzen auf die Kandidatenliste zu setzen, hatte daher mit Metternich nicht im geringsten zu tun, wie die Franzosen argwöhnten: es war die Idee des Zaren. Nikolaus I. hatte nicht nur Leopold, Frederik von Oranien und Gustaf von Schweden als mögliche Kandidaten ins Spiel gebracht. Er sprach sich auch für den Prinzen von Hessen aus, mit dem ihn eine freundschaftliche Beziehung verband. Dies geht aus dem Bericht des britischen Botschafters in St. Petersburg, Lord Heytesbury an Aberdeen vom Dezember 1828 hervor.³³ Denkbar, dass die Briten sich diesen Vorschlag zu eigen machten, als sie Philipp zu ihrem Favoriten erkoren.

Das weit verzweigte, altfürstliche Haus Hessen stand bei den führenden Staatsmännern in hohem Ansehen, und auch die Seitenlinie Hessen-Homburg, die, reichsbewusst, nicht dem Rheinbund beigetreten war, hatte Gewicht, nachdem sie mit etwa siebzig anderen kleinen Landesherrschaften durch die Rheinbundakte 1806 ihre Teilsouveränität eingebüßt, zehn Jahre danach aber wiedererlangt hatte. Die Beharrlichkeit, mit der der Vater Philipps, Landgraf Friedrich V. Ludwig, als einziger „Standesherr“ es erreicht hatte, im Wiener Kongress seine (nun volle) staatliche Selbständigkeit wiederzuerlangen und obendrein sein Territorium durch linksrheinisches Gebiet deutlich zu erweitern, forderte allgemeinen Respekt. Durch seine Interessen waren die staatsrechtlichen wie auch die familiären Verhältnisse des äußerst bescheidenen Staatswesens an den Fürstenhöfen Europas bekannt geworden. Zur allgemeinen Bekanntheit des Hauses hatten nicht minder auch die sechs Söhne des Landgrafen beigetragen, die in den Koalitions- und in den Befreiungskriegen gegen Napoleon dem Namen Homburg zu einem patriotischen Klang verholfen hatten als sie sich, besonders auch Philipp, in schweren Kämpfen „heldenhaft“ auszeichneten.³⁴ Hohe

33 Schreiben des britischen Botschafters in St.Petersburg, Lord Heytesbury, an Lord Aberdeen vom 27. Dez. 1828 (Chamberlain, a.a.O., S. 228)

34 Barbara Dölemeyer, « Je trouve partout un Hombourg ». Prinz Leopold und seine Brüder in den Befreiungskriegen, in : Aus dem Stadtarchiv. Vorträge zur Bad Homburger Geschichte 2000/2001, Bad Homburg 2002, S. 24; vgl. auch: Brief der Prinzessin Wilhelm an ihren Bruder Ludwig vom 23. April 1813: „... wie oft hat dieser Name [Hessen-Homburg] nun schon in den öffentlichen Blättern geprangt und Gottlob immer zu seiner Ehre“ abgedruckt in: Briefe der Prinzessin Wilhelm von

nationale Gesinnung bewies auch die mit einem Bruder des preußischen Königs verheiratete Tochter des Landgrafen, Marianne. Mit Wohlwollen war schließlich auch aufgenommen worden, dass sich der Homburger Erbprinz 1818 mit Elizabeth, einer Tochter König Georgs III., vermählte und damit enge Beziehungen zum britischen Königshaus geknüpft wurden, ohne dass daraus jedoch eine politisch bedeutende Position für Homburg erwuchs.

Im Jahre 1779 als dritter Sohn Friedrichs V. Ludwig von Hessen-Homburg geboren, trat Philipp, wie so viele seiner Familie, früh in den Heeresdienst ein und durchlief in der kaiserlichen Armee eine höchst erfolgreiche Karriere, die ihm, der nicht für die Nachfolge als Landgraf bestimmt war, eine eigenständige Existenz ermöglichte. Kampferfahren in einer von Kriegen geschüttelten Epoche, vertraute ihm der Kaiser frühzeitig Kommandos an. Philipp bewährte sich dabei als kluger Taktiker und Truppenführer ebenso wie durch energisches Handeln und Kühnheit, wobei er mehrfach, ohne höheren Befehl abzuwarten und das eigene Leben zu schonen, zum Sieg beigetragen hat – ein Zug, den er mit seinen Brüdern teilte, der sich seiner Herkunft und Erziehung verdankt und zum Kern seiner Persönlichkeit führt.³⁵

Mit vier seiner Brüder erhielt er den Militär-Maria-Theresien-Orden, der insgesamt nur 59 Mal verliehen und mit dem in der österreichischen Armee erfolgreiches eigenständiges Handeln unabhängig von höherem Befehl belohnt wurde. Wie Philipp den Zeitgenossen erschien, lehrt uns ein Satz des französischen Generals Auguste de la Garde, dem Philipp auf dem Wiener Kongress begegnete und für den er zeitlebens eine tiefe Verehrung empfand: „Wie viele Prinzen aus souveränen deutschen Häusern verdankte er

Preussen geb. Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg an ihren Bruder Ludwig. Veröff. v. Emilie Droscher. Homburg v.d.H. 1904, S. 112 (Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Homburg vor der Höhe. 8.)

35 Zu Philipps Vorfahren zählt auch Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg, dem eine wesentliche Rolle am Sieg bei Fehrbellin im Jahre 1675 zukam. Ihm ist Kleists „Prinz von Homburg“ gewidmet. Dazu Barbara Dölemeyer, Der Prinz von Homburg – Dichtung und Wirklichkeit, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Bad Homburg vor der Höhe. 50 (2001), S. 14-34

seine Berühmtheit nur sich selbst“.³⁶ Wo immer Philipp auftrat, beeindruckte er durch großen Sachverstand, den er sich in seiner langen militärischen Laufbahn erworben hatte. Doch trugen auch seine Zurückhaltung, eine stolze, unbestechliche und sensible Natur, ein weltoffenes, elegantes und zugleich schlichtes Auftreten zu seinem Ansehen bei und verschafften ihm großes Vertrauen. Für eine kurze Übergangszeit wurde Philipp auf Vorschlag Metternichs 1813 zum Generalgouverneur des Großherzogtums Frankfurt am Main und des Fürstentums Isenburg ernannt.

Danach kehrte er nach Wien zurück, wo er im Auftrag der Wiener Regierung mehrere Missionen übernahm, auf denen er sich diplomatisches Geschick erwarb und die Probleme der großen Politik aus nächster Nähe kennen lernte. Als 1821 – im Jahr der Erhebung der Griechen - auch in Neapel gegen die österreichische Fremdherrschaft revoltiert wurde, Österreich mit einer militärischen Intervention reagierte und es ihm gelang, den Aufstand niederzuschlagen, war Philipps Division maßgeblich daran beteiligt. Daraufhin wurde Neapel besetzt und Philipp als Gouverneur und Kommandant der Garnison eingesetzt, der, ganz im Sinne Wiens, mit hartem Durchgreifen die alte Ordnung bald wieder herstellte – ein klarer Beleg für die unerbittliche Haltung der österreichischen Regierung zu diesem Zeitpunkt gegenüber revolutionären Erhebungen.³⁷ Bei Ausbruch des Russisch-türkischen Krieges 1828 schickte ihn seine Regierung als militärischen Bevollmächtigten ins russische Hauptquartier und ließ ihn in dieser Funktion am gesamten Feldzug teilnehmen. Hierbei begleitete er zeitweise den Zaren und folgte ihm nach der Einnahme von Varna nach Odessa und schließlich, auf ausdrücklichen Wunsch des Zaren, nach St. Petersburg. Am Ende seines monatelangen Aufenthaltes in Petersburg wurde er, als Zeichen hoher Anerkennung seiner Verdienste und Ausdruck besonderen Vertrauens, mit einem der höchsten russischen Orden geehrt.

36 Auguste de la Garde, Gemälde des Wiener Congresses 1814-1815. Übers. v. L. Eichler, Bd 1, Leipzig 1844, S. 68f.

37 Und wenn wiederum Philipps Schwester Marianne am 2.Okt. 1820 an ihren Bruder Ludwig schreibt: „Die Zeitungen klagen ja über Philipps zu strenges Regiment“, dann passt das gut zu Philipps loyaler Einstellung zur Politik Metternichs, abgedruckt in: Briefe der Prinzessin Wilhelm von Preussen geb. Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg an ihren Bruder Ludwig, a.a.O., S. 238, Anm.)

Der Antrag der britischen Regierung

Dies war der Stand, als Philipp von seiner Thronkandidatur erfuhr. Wann genau er davon erfuhr, entnehmen wir einem Dokument des Hausarchivs Hessen-Homburg im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt, das bislang keine weitere Beachtung gefunden hat. Es handelt sich um den nicht datierten Entwurf für eine Antwort Prinz Philipps an Fürst Metternich.³⁸ Er trägt die feinen Schriftzüge Philipps, ist als „Projet de lettre“ in Französisch abgefasst und enthält nachträgliche Notizen Philipps in deutscher Sprache. Der Adressat, Metternich, ergibt sich aus der Überschrift in der linken Spalte. Vermutlich noch während oder kurz nach der Abfassung des Entwurfs, teilweise aber erst ein halbes Jahr danach, hat Philipp geringfügige Korrekturen bzw. Streichungen und Ergänzungen vorgenommen. Aus den Randnotizen geht hervor, dass die Depesche mit dem Antrag der griechischen Thronkandidatur dem österreichischen Gesandten in London, Fürst Esterhazy, vom britischen Außenministerium mitgeteilt und Philipp am 23. Oktober 1829 durch die Wiener Staatskanzlei überbracht wurde. Das eigentliche Schreiben Philipps an Metternich wurde, wie er im Entwurf nachträglich vermerkt, *„anfangs November 1829 expediert“*.

In dem Entwurf nimmt Philipp zu dem Angebot der britischen Regierung Stellung: der Antrag sei völlig unerwartet gekommen und habe für ihn viel Verlockendes. Nie zuvor habe er eine derartige Position erwogen. Er sei sich der hohen Auszeichnung bewusst, doch schrecke er vor der Last, die er damit verbunden sehe, und den notwendigen Mitteln, um eine solche Aufgabe zu meistern, zurück. Er wisse nicht, welche Rolle die Großmächte ihm zugedacht hätten, kenne sich in der Tagespolitik nicht aus und sei über die Lage in Griechenland nicht auf dem Laufenden; auch habe er keinerlei Vorstellung von der Form seiner Regierung, von den Eigenschaften und Pflichten und den Beziehungen des künftigen Souveräns. Er wisse auch nicht, wohin dies alles bei den Verbindungen seiner Familie, seinen eigenen Lebensgewohnheiten führen könnte, und gibt schließlich mit dem Hinweis auf seinen Glauben als Protestant zu erkennen, wie tief er sich diesem verbunden fühlt. Da es ihm angesichts seiner Unkenntnis der Lage sein Gewissen nicht erlaube,

38 Hauptstaatsarchiv Darmstadt, Abt. 11, 165/3

das Angebot rundweg auszuschlagen, bitte er, weitere Informationen aus England anzufordern. Erst dann wolle er über ein Angebot entscheiden, das so weit reichende Konsequenzen für sein Leben haben würde.

Dass das Schreiben abgeschickt wurde, kann nicht bezweifelt werden, da am Rand von Philipps Hand der Zeitpunkt der Versendung an Metternich ausdrücklich vermerkt ist: „anfangs November 1829 expediert.“ Nachforschungen nach diesem Dokument in den zuständigen Archiven in Wien und Prag blieben bislang allerdings ohne Ergebnis.³⁹ Der authentische Inhalt des Schreibens an Metternich ist somit nicht exakt bekannt. Doch dürfte sich substantiell bei der Abfassung des endgültigen Schreibens nicht viel geändert haben. Aber, wie dem auch sei, es kam anders und auf einmal alles ganz schnell: statt weitere Informationen aus London abzuwarten, statt sorgfältigen Abwägens des Für und Wider des Angebots, fiel innerhalb weniger Tage die Entscheidung und wurde London unverzüglich mitgeteilt. Danach enthielt die offizielle Antwort Philipps zum Angebot der britischen Regierung, König von Griechenland zu werden, eine Ablehnung. Eine Ablehnung, die sich nicht mit der im Entwurf geäußerten Bitte um weitere Informationen deckt. Es drängt sich der Eindruck auf, dass sie nicht aus eigenem Antrieb erfolgte, auch wenn es Friedrich von Gentz, Metternichs Sekretär und rechte Hand und Protokollant bei allen Kongressen und Konferenzen, es so darstellt,⁴⁰ sondern erst auf Drängen Gentz' und Metternichs zustande kam. Denn beide konnten dem Ansinnen der Briten, dem Prinzen von Hessen die griechische Krone anzutragen, nichts abgewinnen. Eine Annahme des Angebots hätte der bisherigen Position Österreichs in der „griechischen Frage“ scharf widersprochen.

Bei dem Versuch, die Abfolge der Ereignisse in der Staatskanzlei in den letzten Oktobertagen des Jahres 1829 zu rekonstruieren, bietet eines der Tagebücher von Friedrich von Gentz, das er über den

39 Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien; Archivni spráha Praha (wo sich das Metternich-Archiv befindet)

40 Brief an Prokesch-Osten vom 29. Januar 1830, in: Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. Bd 1. Wien 1881, S. 326

Zeitraum 1829 bis 1831 geführt hat, einen gewissen Aufschluss.⁴¹ Philipps Name taucht darin an vielen Stellen auf. Die Einträge, die sich dabei auf die Thronkandidatur beziehen, vermitteln den Eindruck, als habe die Nachricht von der Wahl des hessischen Prinzen die Staatskanzlei in Unruhe versetzt. Nach den Notizen von Gentz hat Philipp am selben Tag, an dem ihn die Depesche mit der Offerte der britischen Regierung erreicht, also am 23. Oktober, Metternich in der Staatskanzlei aufgesucht. Dort stieß er auf Gentz, der sich zur Lektüre der eingegangenen Post eingefunden hatte, und las mit beiden zusammen Depeschen aus England. Drei Tage später, am 26. Oktober, notiert Gentz: „Um 12 Uhr zum Fürsten. Er lieset mir in Gegenwart des Prinzen Philipp v. Hessen eine Depesche, die meine ganze Zufriedenheit gewinnt. (Der wichtige Gegenstand, den sie betrifft, ist auch dem Prinzen nicht fremd)“. Man darf vermuten, dass es sich dabei um eine für London bestimmte Depesche handelte, in der, nach Gentz' Reaktion zu schließen, bereits die Ablehnung der Kandidatur angekündigt wird, die bald darauf auch offiziell erfolgt. Nur zwei Tage später nämlich, verfasst Gentz in der Staatskanzlei die förmliche Antwort Philipps mit der Ablehnung der ihm angebotenen Kandidatur. Er kommentiert den Vorgang in seinem Tagebuch mit den Worten „*Welch höchst sonderbares Geschäft*“.⁴² Soweit Gentz. Zwei Widersprüche zum Entwurf von Philipps Antwort an Metternich fallen auf: während Philipp seine Entscheidung über den Antrag von der Vorlage weiterer Informationen aus London abhängig macht, ist sie nach Gentz' Eintrag im Tagebuch bereits Ende Oktober gefallen. Und obwohl Philipp sein Schreiben an Metternich erst Anfang November abgesendet haben will, ist am 28. Oktober die offizielle Antwort bereits unterwegs an das Londoner Kabinett. Diese Unstimmigkeiten in der Datierung ließen sich bislang nicht klären.⁴³

Noch aber ist das Thema der Thronkandidatur für Wien nicht abgeschlossen. Am 15. November 1829 finden, wie Gentz weiter notiert, in der Staatskanzlei „Verhandlungen über die Wahl eines Hof-

41 Friedrich von Gentz, Tagebücher 1829-1831. Hrsg. von August Fournier und Arnold Winkler. Leipzig 1920

42 Gentz, a.a.O., S. 115

43 Laut Auskunft von „The National Archives“ in Kew ist dort die Antwort der Staatskanzlei, die Gentz zufolge am 28. 10. 1829 abgeschickt wurde, nicht auffindbar

in Griechenland“ statt, an denen auch Prinz Philipp teilnimmt.⁴⁴ Zu diesem Zeitpunkt war nach endlosen Beratungen die Londoner Konferenz übereingekommen, die Krone Leopold von Sachsen-Coburg anzutragen. Ob die Regierung in Wien über diese Entscheidung bereits im Bilde war, muss hier offen bleiben.

In den folgenden Tagen und Wochen war Philipp, wie gewohnt mal hier mal dort in den üblichen Kreisen in Wien zu sehen, und kaum jemand ahnte, was in ihm vorging. Auch Gentz beschäftigte das Thema noch eine ganze Weile. Aus einem Schreiben vom 29. Januar 1830 an Anton von Prokesch-Osten, den österreichischen Konsul auf griechischem Gebiet und profundem Kenner der Verhältnisse auf dem Balkan, mit dem sich Gentz gern in außenpolitischen Fragen austauschte, geht hervor, dass er es „für höchst lächerlich“ hält, „dass man einen deutschen Prinzen zum Fürsten über Griechenland ernennen will. Über das Unsinnige was in dieser Idee liegt, könnte ich ein Buch schreiben. Erwägen Sie den einzigen Punkt der Religion. Soll der protestantische Prinz die griechische annehmen?“ und an anderer Stelle heißt es weiter: „Wozu einen Prinzen? Wozu einen Souverän? Griechenland ist zur Republik bestimmt“.⁴⁵ Dies deckt sich mit Philipps eigener Skepsis in der Frage der Religion, die er schon in seinem Entwurf einer Antwort an Metternich zum Ausdruck gebracht hatte. Dies entspricht auch der Ansicht Metternichs, der in einem Schreiben an Fürst Esterhazy, dem Gesandten Österreichs in London, bereits im April 1829 allen Vorstellungen von einem deutschen Prinzen auf dem griechischen Thron eine Absage erteilt hatte. Dabei stellte die Glaubensfrage für ihn das zentrale Problem dar: „... le chef de la Grèce soit avant tout du rit grec“.⁴⁶ Man darf daraus schließen, dass Überlegungen dieser Art auch Inhalt der offiziellen Antwort der Staatskanzlei an die Londoner Regierung auf das Angebot an Prinz Philipp waren. Sie bestätigen ein weiteres Mal, dass Metternich keinerlei Anteil am Zustandekommen einer Kandidatur Philipps hatte, abgesehen davon, dass Philipp in politischen Dingen von Metternich nicht immer hochgeschätzt wurde. So äußerte er deutliche Kritik an der Arbeit Philipps als Militärbevollmächtigter seiner Regierung im russisch-türkischen

44 Gentz, a.a.O., S. 120

45 Aus dem Nachlass des Grafen Prokesch-Osten, a.a.O., Bd 1, S. 325f.

46 Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. T. 2. Wien 1881, S. 587f.

Krieg von 1828 mit der Aufgabe, vom Verlauf des Feldzugs nach Wien zu berichten. Er sei schlecht informiert, der Prinz liefere allzu karge Berichte. *„Die letzteren [die Briefe des Prinzen] sagen im Grunde gar nichts mehr, und weniger könnten sie nicht enthalten, denn es gibt in der Schöpfung nichts, welches weniger als nichts wäre“, so reagierte er ungehalten auf Philipps Bericht an die Staatskanzlei in Briefen vom 11. und 13. Sept. 1828 an Gentz. Und, an anderer Stelle: „Aus diesem wenigen ergeht: 1. Daß die Operationen sehr schlecht stehen müssen. 2. Daß der Prinz von politischen Dingen gar nichts weiß.“*⁴⁷ Man muss Philipp allerdings zugute halten, dass es um seine Berichterstattung an Staatskanzlei und Staatsrat im Sommer 1828 nicht zum besten stand. Im Gefolge der russischen Armee extremen Strapazen ausgesetzt, sah er sich bei großem Wassermangel, durch wüste Steppe, auf schlechten Landpferden, in Staub und Schmutz, in entsetzlicher Lage und „in einem dumpfen Zelte sitzend auf Koffern und Packeten bei 40 Grad Hitze von Fliegen, Flöhen und Ungeziefer aller Art“ geplagt.⁴⁸ Allerdings erscheint denkbar, dass Philipp, ein Mann des Militärs, der nie Politiker hat werden wollen und im politischen Geschäft nicht mit allen Finessen vertraut war, bei allen trefflichen Eigenschaften hier an die Grenze seines Talents stieß. Auch seine Briefe aus Odessa kurz darauf sorgten in Wien für Verwirrung, gaben „Rätsel über Rätsel“⁴⁹ auf, und Philipps dürre Berichte aus Petersburg an die Staatskanzlei im Winter 1828/29 lösten Unmut aus. Denn hier brannte man darauf, endlich zu erfahren, wie ernst es der Zar mit der Wiederherstellung der guten Beziehungen zu Österreich wirklich meinte, die durch Russlands militärisches Eingreifen und das offensive Vorgehen der Armee auf dem Balkan im russisch-türkischen Krieg gelitten hatten.

Ehrenvoller Rückzug

Anfang Dezember 1829 wurde Philipp zum Kommandierenden General in Illyrien, Innerösterreich und Tirol ernannt und bezog

47 Briefe von und an Friedrich von Gentz. Hrsg. v. Carl Wittichen und Ernst Salzer. München u. Berlin 1913. Bd 3: Schriftwechsel mit Metternich. T. 2: 1820-1832. Nr. 437; Nr. 439

48 Brief Philipps vom 2. August 1828 an seinen Bruder, Landgraf Friedrich VI., in: Schwartz, a.a.O., Bd 3, S. 436

49 Aus dem Nachlass Varnhagen's von Ense. Tagebücher von Friedrich von Gentz. Bd 4. Leipzig 1887, S. 436

seinen Posten in Graz. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, in der Ernennung ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt eine Art Ausgleich für die gescheiterte Thronkandidatur zu sehen. Dennoch ließ das Thema „Griechenland“ Philipp nicht ruhen. Vielleicht hatte er sich mit dem Gedanken an den griechischen Thron mittlerweile angefreundet und trauerte der entgangenen Chance nach. Vielleicht fand er sich mit der hastigen Absage Metternichs an England nicht ab. Man könnte meinen, er sei sich seiner Sache nicht mehr ganz so sicher. Dies würde erklären, warum er noch Anfang März 1830, fast ein halbes Jahr nach den Ereignissen, das Gespräch mit Prokesch sucht. Der aber redete ihm gut zu und bestärkte ihn in der Ablehnung, denn „er würde als souveräner Fürst von Griechenland auf einem Marterbette gelegen haben“.⁵⁰

Die Mitteilung der Konferenz über ihre Entscheidung für Leopold erreichte Philipp, wie er mit einer Randnotiz in seinem Entwurf festhält, im März 1830 durch den britischen Botschafter in Wien, Lord Cowley. Danach wurde es in diplomatischen Kreisen still um ihn, auch, als ein Jahr darauf erneut die Suche nach einem Thronkandidaten begann, diesmal für den neu geschaffenen belgischen Thron. Während Prinz Leopold wie auch Prinz Louis-Charles erneut als geeignete Kandidaten im Gespräch waren, fand sich für Philipp kein zweites Mal ein prominenter Fürsprecher. Nur ein Jahr später, 1831, nahm Leopold den Titel „König der Belgier“ an, und am Ende desselben Jahres trafen auch die Alliierten ihre Entscheidung für Otto von Wittelsbach als König von Griechenland. Philipp selbst verfolgte das Geschehen nur noch von ferne. Angesichts heftiger Machtkämpfe und bürgerkriegsähnlicher Zustände in Griechenland nach der Ermordung Kapodistrias' mag rückblickend er es als Glück empfunden haben, nicht die Nummer eins bei dem Wahlmanöver geworden zu sein. Man könnte darüber streiten, ob es ihm gelungen wäre, die Dinge in Griechenland auf Dauer besser in den Griff zu bekommen als Otto. Im Ergebnis aber wären die Probleme, mit denen der junge Monarch zu kämpfen hatte, auch ihm nicht erspart geblieben. Von besonderer Brisanz erwies sich im neuen griechischen Staat die Frage nach einer Verfassung. Nach jahrelangen Forderungen der Griechen wurde eine Verfassung mit einem

50 Prokesch-Osten, a.a.O., S. 333

Zweikammersystem 1844 schließlich durch einen Militärputsch erzwungen. Dabei hatte man sich bei der Ausarbeitung der Grundrechte in wesentlichen Punkten nicht nur an der französischen von 1830, sondern auch an der belgischen Verfassung von 1831 orientiert, ausgerechnet an derjenigen, die im Staate Leopolds galt, des Beinahe-Königs der Griechen und jetzigen Souveräns der Belgier, der sich bei seinen Untertanen neben anderen Fähigkeiten allmählich auch den Ruf eines Hüters der Verfassung erworben hatte.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Ereignisse in Athen eine Parallele erhielten, denn was sich dort abspielte, davon wurde – wenn auch unter ganz anderen Bedingungen – auch die kleine Homburger Residenz nicht verschont. Als Philipp nach dem unerwarteten Tod seines Bruders Ludwig 1839 pflichtbewusst zu seinem späten Debüt als regierender Landgraf von Hessen-Homburg in seine Heimat zurückkehrte, da brodelte es inzwischen auch hier, und eine der Schwierigkeiten, die ihn erwarteten, war auch hier die Forderung nach einer Verfassung. Doch sollte es dazu auch in Homburg so schnell nicht kommen; wie in Athen, so auch in Philipps beschaulichem Domizil: es mussten Jahre verstreichen, ehe der Druck der Homburger Bürgerschaft nachließ. Philipp, politisch grundkonservativ, war alles andere als ein konstitutioneller Monarch. Im Denken der Alten Welt verwurzelt, vom Staate Metternichs geprägt, dem politische Beteiligung der Bürger als gefährlich galt, dachte er nicht daran, sich seine Vorrechte nehmen zu lassen, und wusste eine Entscheidung hinauszuzögern. Erst nach seinem Tod 1846 sicherte sein ihm nachfolgender Bruder Gustav Homburg eine landständische Verfassung zu, die aber nach dessen frühem Tod erst durch den jüngsten Bruder Ferdinand gegen dessen Überzeugungen 1848 endlich verwirklicht wurde. Knapp zwanzig Jahre später aber starb mit ihm das Haus Hessen-Homburg aus und wurde 1866, nach der Schlacht von Königgrätz, der preußischen Monarchie einverleibt.



Abb. 1: Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha. Stahlstich von 1830. König-Otto-von-Griechenland-Museum. Entnommen aus: Bayerische Museen. König-Otto-von-Griechenland-Museum der Gemeinde Ottobrunn. 1995.



Abb. 2: Johannes Graf Kapodistrias. Lithographie um 1828. . König-Otto-von-Griechenland-Museum. Entnommen aus: Bayerische Museen. König-Otto-von-Griechenland-Museum der Gemeinde Ottobrunn. 1995.



Abb. 3: Philipp von Hessen-Homburg. Lithographie von Albert von Radmannsdorf. Stadtarchiv Bad Homburg



Abb. 4: König Otto von Griechenland. Kolorierte Lithographie von C. Bodmer nach Dietrich Monten, um 1835. König-Otto-von-Griechenland-Museum. Entnommen aus: Bayerische Museen. König-Otto-von-Griechenland-Museum der Gemeinde Ottobrunn. 1995.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

Vom Gastarbeiter zum Gastwirt Die griechische Arbeitsmigration – deutsch-griechische/griechisch-deutsche Begegnungen

Cay Lienau, Münster

„Wir haben Arbeitskräfte gerufen, aber es sind Menschen gekommen“ – dieser von Max Frisch stammende, berühmt gewordene Satz sagt, dass die aus den Anrainerstaaten des Mittelmeeres auf Mittel- und Westeuropa gerichtete, auf Zeit angelegte Wanderung von Arbeitskräften Folgen hatte, die nicht geplant waren und die man auch nicht vorausgesehen hatte. Maßnahmen der Arbeitsmarktpolitik führten zur größten und folgenreichsten Begegnung von Deutschen und Griechen seit den Zeiten des Philhellenismus und des bayerischen Engagements in Griechenland, die ihre tiefen Spuren in beiden Gesellschaften hinterlassen haben.

1. Zum Begriff Gastarbeiterwanderung

Gastarbeiterwanderung bezeichnet eine spezifische Form der Auswanderung (s. Abb. 1), der Begriff Gastarbeiter eine spezifische Form ausländischer Erwerbstätiger: abhängig beschäftigte ausländische Arbeitskräfte mit einem Aufenthaltstitel und einer Arbeitserlaubnis, wobei die Aufenthaltserlaubnis (zunächst) zeitlich begrenzt, der Aufenthalt auf Zeit angelegt ist. Mit dem – euphemistischen – Begriff Gastarbeiter verbindet sich die Herkunft der Migranten aus einem anderen Kulturraum und eine nicht selbständige Beschäftigung im unteren Lohnbereich (anschaulich dazu: Günter Wallraff, 1985).

Eine Wanderung auf Zeit hat zur Folge, dass die Migranten mit ihrer Heimat enger verbunden bleiben als Auswanderer, die ihre Zelte im Heimatland, bildlich ausgedrückt, abbrechen, um im Zielland ein

neues Leben aufzubauen. Die auf Zeit angelegte Wanderung bedingt die Notwendigkeit, enge Verbindung mit der Heimat zu halten, in die man zurückkehren will bzw. zurückkehren muss, und damit ein Leben in zwei Kulturen, ein Leben im Spagat.

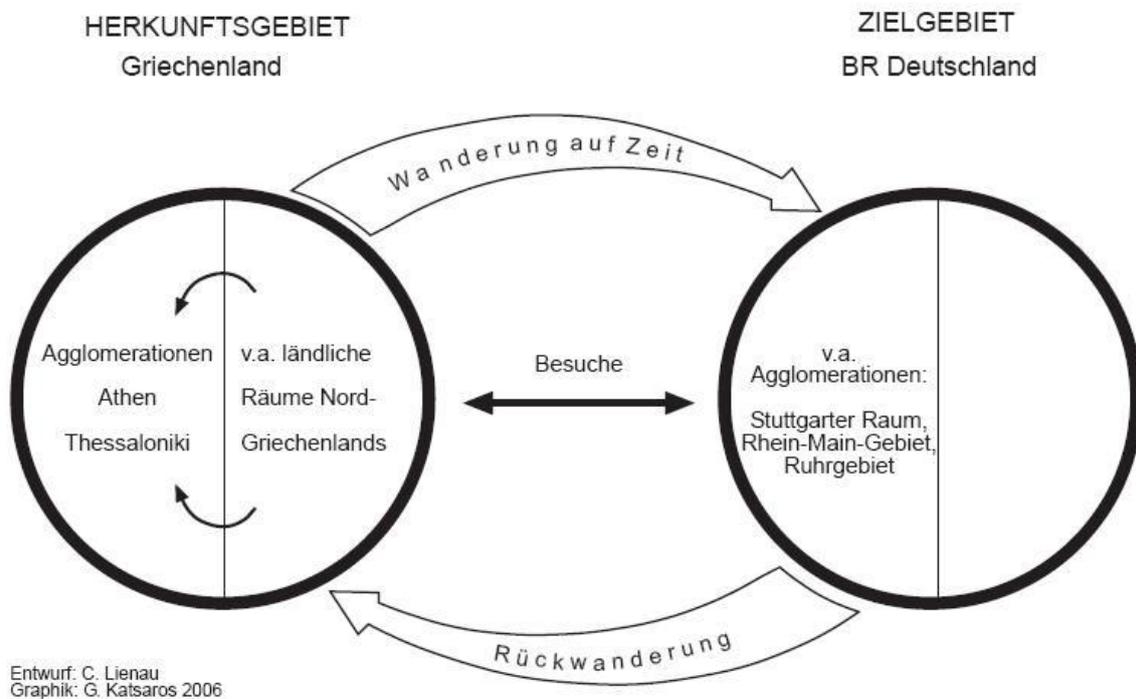


Abb. 1: Schema Migration, Entwurf C. Lienau, Grafik G. Katsaros

Die zeitliche Befristung hat Konsequenzen für die Anlage der Ersparnisse, die Zielortwahl bei Rückkehr, die Ausbildung und Erziehung der Kinder und die Integrationswilligkeit (die sich u.a. in dem Willen, die Sprache des Gastlandes zu erlernen, ausdrückt).

Die zur Heimat bestehenden engen Beziehungen, in der die meisten Gastarbeiter zur Vorbereitung der Rückkehr in Hausbau etc. investiert haben, bleiben in der Regel bestehen, auch wenn sich die Perspektiven gewandelt haben, für viele die befristete Wanderung zu einer unbefristeten wurde, bei der eine Rückkehr erst für den Ruhestand oder gar nicht mehr geplant ist.

Wie groß die Unterschiede in der Aufenthaltsdauer von griechischen Migranten im Gastland waren, zeigte eine Untersuchung aus den Jahren 1979/80 (s. Hermanns und Lienau 1982, S. 75 und Lienau 1987, S. 239).



Abb.2 Gastarbeiter mit Wurzeln im Heimatland (Quelle: Leitfaden für die Beratung von griechischen Rückkehrern, Diakonisches Werk der EKD, Staffelbergstraße 176, 7 Stuttgart, o.J., ca. 1980)

Von 3409 griechischen Remigranten waren zu dem Zeitpunkt 8,4% nach 1-2 Jahren, 21% nach 3-5 Jahren, 41% nach 6-10 Jahren, 23,4% nach 11-15 Jahren und 6,1% sogar erst nach über 15 Jahren Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland nach Griechenland zurückgekehrt. Nur so lange, wie die Wanderung auf begrenzte Zeit angelegt ist, kann man von Gastarbeiterwanderung sprechen.

Mit dem Anwerbestopp 1973 endete die eigentliche Gastarbeiterwanderung. Es handelt sich bei der europäischen Gastarbeiterwan-

derung also um ein historisches, wenngleich nicht weit zurück liegendes und mit Auswirkungen bis heute anhaltendes Phänomen.

2. Geschichte der griechischen Gastarbeiterwanderung

Die griechische Gastarbeiterwanderung ist Teil eines Stromes von Arbeitsmigranten aus den Anrainerstaaten des Mittelmeeres in die mittel-, west- und nordeuropäischen Industriestaaten.

Der stetig wachsende Bedarf von Arbeitskräften im „Wirtschaftswunderland“ Bundesrepublik Deutschland konnte bis 1961 noch durch Zuzug aus der DDR weitgehend gedeckt werden. Mit dem Mauerbau versiegte dieser Strom und führte zur Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, von denen bis 1973 etwa 14 Mio. nach Deutschland kamen.

Die Zuwanderung von Arbeitsmigranten hatte zwar schon in der 2. Hälfte der 50er Jahre begonnen: Italiener machten 1955 den Anfang; aber die massenhafte Zuwanderung erfolgte erst seit den 60er Jahren mit dem Abschluss von Anwerbeabkommen mit Mittelmeeranrainerstaaten (Griechenland, Türkei, Jugoslawien, Spanien, Tunesien, Marokko).

Mit Griechenland wurde das erste Anwerbeabkommen 1960 unterzeichnet. Trotz der schlimmen Erfahrungen mit der deutschen Besatzung – die Zeit lag ja gerade einmal 15 Jahre zurück – und der Opfern, die der Zweite Weltkrieg in Griechenland gefordert hatte, drängte der griechische Staat auf ein solches Abkommen, um mit Hilfe der durch die Arbeitsmigranten in das Land kommenden Devisen die maroden Staatsfinanzen aufzubessern und einen Staatsbankrott abzuwenden (Gogos 2005, S. 822 f.). So lag die Gastarbeiterwanderung im Interesse beider Staaten: der griechische Staat brauchte Deviseneinnahmen und konnte Menschen, die die Wirtschaft nicht integrierte bzw. denen sie keinen ausreichenden Lebensunterhalt gewährte, abgeben, Deutschland konnten notwendige Arbeitskräfte zugeführt werden, ohne das Lohnniveau dort in die Höhe zu treiben. Die Anwerbung von Gastarbeitern wurde als eine für alle Beteiligten sinnvolle ökonomische Maßnahme betrachtet, wobei man davon ausging, dass die Arbeitskräfte ständig ausgewechselt wurden, um so eine dauerhafte Ansiedlung zu verhindern (s. Karakatyali und Tsianos 2005, S. 417). Nach Hadzic Senad und

Antonio Munoz Sanchez (2005, S. 36 ff.) entsprachen solche Anwerbeabkommen sogar der allgemeinen US-amerikanischen Konsolidierungsstrategie des Westens im Kampf gegen den Kommunismus.

Auch große Teile der griechischen Bevölkerung selbst drängten dazu, mit der Arbeitsmigration wirtschaftlichem Elend zu entkommen. Besonders in Nordgriechenland hatte die Tabakkrise in den 50er Jahren viele Bauern, die vom Tabakanbau lebten, hart getroffen. Das Vordringen des billigeren amerikanischen Tabaks mit der Filterzigarette – wohl auch dies eine Kriegsfolge („Amizigarette“) – hatte für die hochwertigen griechischen Orienttabake große Absatzschwierigkeiten gebracht.

So führte das Interesse beider Staaten und vieler Griechen zu einem anschwellenden und – nur kurz in den wirtschaftlichen Krisenjahren 1966/67 unterbrochenen – bis zum Anwerbestopp 1973 anhaltenden Strom von Gastarbeitern aus Griechenland nach Deutschland. Die Machtübernahme der Obristen in Griechenland hatte auf die griechische Arbeitsmigration wenig Einfluss. Es setzte aber in Deutschland eine Welle der Solidarität ein, besonders seitens der Kirche, der Gewerkschaften und der politischen Parteien (Projekt Migration 2005, S. 282). Insgesamt kann mit über 1 Mio. griechischer Wanderungsfälle gerechnet werden, d.h. ein großer Teil insbesondere der nordgriechischen Haushalte ist direkt in die Gastarbeiterwanderung nach Deutschland involviert.

Wenn der ganz überwiegende Teil der Gastarbeiter aus dem nordgriechischen Raum kam und sich der Süden nicht in gleichem Umfang an der Gastarbeiterwanderung beteiligte, dann hat das abgesehen von der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage der Bauern, mehrere Gründe: In Süd- und Mittelgriechenland und auf vielen Inseln gab es eine weit zurückreichende Tradition der Übersee-Emigration (Australien, USA, Kanada), die sich im Norden nicht entwickeln konnte, darüber hinaus sog in Süd- und Mittelgriechenland die nahe Agglomeration Athen viele überschüssige Arbeitskräfte an.

Von Anfang an war die Bundesrepublik Deutschland bevorzugtes Ziel der griechischen Arbeitsmigranten (nur wenige gingen in andere europäische Staaten wie Belgien, Österreich oder Schweden) und von Anfang an war – anders als etwa bei den türkischen Gastarbeitern –

der Anteil der Frauen unter den Migranten genau so groß wie der der Männer. Männer und Frauen arbeiteten in Deutschland v.a. in der Industrie. Viele Frauen gingen als „Vorhut“ nach Deutschland, um dann später ihre Männer nachzuholen (s. Gogos 2005, S. 823). Schwerpunkte griechischer Zuwanderung in Deutschland waren der Stuttgarter Raum (s. Kolodny 1982), das Rhein-Main-Gebiet, das Ruhrgebiet inklusive von Sauer- und Siegerland und der Nürnberger Raum, wo viele Frauen in der Elektroindustrie arbeiteten.

Einige im Herbst 1980 in Dörfern des Nomos Pieria im Rahmen eines Forschungsprojektes vom Verfasser und seinen Mitarbeitern geführte Interviews beleuchten typische Schicksale von aus Deutschland in ihr Heimatdorf zurückgekehrte Gastarbeiter:

Vor der Auswanderung nach Deutschland betrieb das befragte Ehepaar (zwischen 35 und 40 Jahre alt) Tabakanbau. Da sowohl in dem Dorf Riakia, wo sie lebten, wie in der Umgebung keine ausreichenden Erwerbsmöglichkeiten bestanden und der Tabakanbau nicht mehr lohnte, nahm der Mann einen auf ein Jahr befristeten Arbeitsvertrag in Deutschland an. Nach Ablauf des Jahres suchte er sich eine neue, bessere Arbeitsstelle, so dass er seine Frau nachholen konnte. Das Ehepaar lebte seit 10 Jahren in Düsseldorf. Er arbeitete bei Henkel in der Farbenabteilung, sie in einer Imbissstube. Das Verhältnis unter den Arbeitskollegen (20 Arbeiter, davon nur drei deutsche, einer davon als Vorarbeiter) sei gut, erzählte er. . Beide hatten derzeit vor, noch länger in Deutschland zu arbeiten. Die Ausbildung der beiden in Deutschland geborenen Kinder im Alter von drei Jahren und von 11 Monaten sei für sie ein Problem. Das älteste Kind sollte im nächsten Jahr in den Kindergarten kommen; in welchem Land die Einschulung erfolgen sollte, darüber waren sich die beiden aber noch nicht klar. Die Lebensbedingungen in Deutschland wurden von der Frau als nicht optimal beurteilt, da die Wohnung zu klein und teuer sei und auf Grund ihrer Lage im Stadtzentrum den Kindern keine Möglichkeiten zum Spielen im Freien böte. Während sie lieber in Deutschland leben würde, möchte er nach Griechenland in sein Dorf zurückkehren. Durch regelmäßige Aufenthalte in Griechenland (so wie zur Zeit des Interviews) sei das Verhältnis zu den (ehem.) Nachbarn im Dorf immer noch gut.

Die interviewte Frau L. (33 Jahre, verheiratet, 2 Kinder) wanderte 1971 mit ihrem Verlobten aus Panteleimon im Nomos Pieria nach Deutschland aus, da beide arbeitslos waren. Sie hat zunächst als einfache Hilfskraft in einem Chemielabor in Heidelberg gearbeitet, dann eine Ausbildung als Chemielaborantin gemacht und später in Zweigstellen eines Heidelberger Chemiewerkes in Siegburg bei Köln und in einer Stadt in der Nähe von Stuttgart gearbeitet. Nach der Geburt des ersten Kindes nahm ihre nicht berufstätige Mutter, die ebenfalls mit ihrem Mann in Deutschland wohnte, das Kind zu sich und versorgte es. Nach zwei Jahren wurde der Sohn zu den Schwiegereltern nach Panteleimon gebracht. Das zweite Kind kam gleich nach der Geburt zu den Schwiegereltern nach Panteleimon. 1978 kehrte Frau L. mit ihrem Mann wegen der Kinder und der Schwiegereltern nach Griechenland zurück. Da die fünf Schwestern von ihrem Mann mittlerweile geheiratet und das Haus verlassen hatten, fühlte sich das Ehepaar verpflichtet, zu den Schwiegereltern zu ziehen, die sich während ihres Deutschlandaufenthaltes um ihre Kinder gekümmert hatten. Herr und Frau L. hatten in Panteleimon ein Haus gebaut, das sie gemeinsam mit den Schwiegereltern bewohnten. Neben diesem Neubau besaßen sie noch ein zweistöckiges Haus in Paralia Panteleimonas, dessen Erdgeschoss sie in den Sommermonaten, wenn viele Badegäste in dem Ort weilen, als Supermarkt nutzten, während die übrigen Zimmer an Feriengäste vermietet wurden.

Eine andere Variante von Emigration und Remigration zeigt ein 1980 in Elis geführtes Interview.

Der Interviewte (41 Jahre, verheiratet, zwei Kinder) ging nach dem Tod der Eltern von Aigion, seinem Geburtsort, 1960 mit 21 Jahren in die Schweiz, wo er seine Frau kennen lernte, die dort als Krankenschwester arbeitete. Sie stammte aus Mirtia, einem Dorf in Elis etwa 15 km nördlich von Pirgos. Da es seiner Frau in der Schweiz nicht gefiel, kehrten sie 1963 nach Griechenland zurück, und zwar nach Athen. Dort arbeitete er in einer kleinen Schuhfabrik. Als diese zu Beginn der Diktaturzeit 1967 ihren Betrieb einstellte, zog die Familie nach Mirtia, wo er in der Baufirma seines Schwiegervaters ein Unterkommen findet. 1969 kommt er durch Vermittlung des Arbeitsamtes als Gastarbeiter nach Düsseldorf, wo er in einer

Drahtzieherei arbeitete. Der Lohn sei mit 3,20 DM außerordentlich schlecht gewesen, berichtete er. Mit vielen Überstunden sei er nur knapp über DM 1000,- im Monat gekommen. Wohnen konnte er in einer Arbeiterunterkunft der Firma. Nach einem Jahr wechselte er die Firma und fand durch Vermittlung eines Landsmannes Arbeit in einer Metallfirma, wo er DM 8,50 pro Stunde bekam und bei Akkordarbeit bis zu DM 17,- in der Stunde verdienen konnte. Jetzt holte er Frau und Sohn aus Griechenland nach Deutschland. Die Familie wohnte zunächst in einer kleinen Wohnung in der Nähe der Firma, konnte aber bald in eine größere Drei-Zimmer-Sozialwohnung ziehen. Er war zufrieden. Im Hause wohnten sonst nur Deutsche, mit denen er gute Kontakte gehabt habe. Hier wurde der zweite Sohn geboren. 1976 kehrte die Familie wegen Schulproblemen der Kinder zurück nach Mirtia. Der erste Sohn ging zum Zeitpunkt des Interviews 1980 auf das Gymnasium in Pirgos, der zweite besuchte die Grundschule in Mirtia. Er sei in Deutschland sehr zufrieden gewesen und wäre länger geblieben, wenn nicht die Probleme mit der Schule gewesen wären, sagte er. Von seiner Arbeit in Deutschland hatte er DM 43.000,- erspart. Hinzu kam ein Lottogewinn von 62.000,- DM. Das Geld wollte er in den Bau eines Restaurants am Meer investieren, „das das schönste in ganz Elis wird“.

Ölkrise und wirtschaftliche Depression führten 1973 zum Anwerbestopp. Dies bedeutete den Anfang vom Ende der eigentlichen Gastarbeit, auch wenn durch Familiennachzug und begünstigt durch den EU-Beitritt 1981 mit nachfolgender Freizügigkeit der Arbeitsplatzwahl noch viele Griechen als Arbeitskräfte nach Deutschland kamen. Mehr und mehr änderten sich aber die Perspektiven und die Ziele der Migranten. Aus Gastarbeitern wurden – um es pointiert zu formulieren – Gastwirte, aus Arbeitsmigranten Einwanderer (auch wenn Deutschland daran festhielt, kein Einwanderungsland zu sein) mit deutschem oder deutschem und griechischem Pass, die zwar immer noch meist engen Kontakt mit der Heimat halten, Kontakten, der aber nicht mehr existenzieller Natur ist. Die individuell gesteckten Ziele und die geringeren wirtschaftlichen Möglichkeiten im Heimatland führten dazu, dass viele Migranten länger in Deutschland blieben als ursprünglich geplant und vorgesehen war. Die Frage nach Rückkehr oder Verbleib war zu einer

individuell zu entscheidenden Frage geworden und nicht per Kontrakt festgelegt.



Abb. 3: Foto eines in die Bundesrepublik ausgewanderten jungen Griechen in der Gaststube der Eltern in Margariti (Foto: Lienau 1980).

3. Auswirkungen der Gastarbeiterwanderung auf Herkunfts- und Zielgebiete

Die Auswirkungen der griechischen Arbeitsmigration auf die Herkunftsgebiete sind vom Verf. und seinen Mitarbeitern in mehreren Forschungsprojekten untersucht worden. Sie entsprachen kaum den ursprünglichen Vorstellungen der Initiatoren dieser Wanderung, dass nämlich Gastarbeiter zu Entwicklungshelfern ihres Heimatlandes werden sollten. Zu sehr divergierten hier die Vorstellungen der Staaten, die die Migration vereinbarten, und der Migrant. Für diese

war es erstes Ziel, ihre Lebensverhältnisse zu sichern und zu verbessern, was Cerase (1974) als konservativ bezeichnet. Die Vereinbarung einer Wanderung auf Zeit zwang die Migranten dazu, das im Gastland verdiente Geld oder zumindest einen wesentlichen Teil davon in der Heimat zu investieren, um nach Rückkehr nicht in die alten Lebensbedingungen zurückkehren zu müssen. So benutzten die meisten das Geld dazu, ihr Haus zu renovieren oder ein neues zu bauen, moderne Haushaltsgegenstände, landwirtschaftliches Gerät u.ä. anzuschaffen. Produktive Investitionen, die ein eigenständiges und nachhaltiges Wachstum der Regionen garantierten, in die die Gastarbeiter zurückkehrten bzw. zurückkehren wollten, blieben dagegen weitgehend aus. Wenn über das unmittelbare Konsumbedürfnis (wozu auch Hausbau und Hausrenovierung zu rechnen sind) investiert wurde, dann in Dinge, die Rendite versprachen: z.B. Bau von Häusern am Meer, die man vermieten konnte, Erwerb oder Aufbau eines kleinen Geschäftes oder eines Restaurants, Erwerb eines Autos, um es als Taxi zu nutzen, Anpflanzung von Haselnussbäumen in der Feldflur und ähnliches. Das wiederum bedingte, dass die große Mehrzahl der Rückkehrer in ihre Heimatregion zurück ging und nicht in die großen Agglomerationen Athen und Thessaloniki. Bei der Rückkehr in die Heimatregion wurden zwar die größeren Dörfer und Städte bevorzugt, in denen sich die Remigranten bessere Lebens- und Verdienstmöglichkeiten versprachen, es fanden aber nicht jene großen räumlichen Verschiebungen statt, mit denen man ursprünglich gerechnet hatte. Nur etwa 12% der Remigranten aus ländlichen Räumen ließen sich nach Rückkehr in Athen oder Thessaloniki oder einer anderen Region außerhalb der Heimatregion nieder.

Abgesehen von den durch Hausbau etc. bewirkten Bindungen an die Heimatregion waren es auch die geringen wirtschaftlichen Möglichkeiten, die die Agglomerationen derzeit boten: Es fehlten Arbeitsplätze in Industrie, Handwerk und bei den Behörden, und den Remigranten fehlten darüber hinaus auf Grund ihrer langen Abwesenheit die notwendigen Beziehungen, um im Wettbewerb um freie Arbeitsplätze mit den Nichtmigranten konkurrieren zu können. Die Lebenshaltungskosten waren dort zudem bedeutend höher.

Der Erwerb von Land zur Vergrößerung der landwirtschaftlichen Nutzfläche war und ist in Griechenland wegen der Unbeweglichkeit des Bodenmarktes schwierig. Pacht ist zwar möglich, die Pachtfristen aber meist kurz, was Investitionen bremst, und damit die Möglichkeit, den landwirtschaftlichen Betrieb zu einem Vollerwerbsbetrieb auszubauen.



Abb.4: Schild an einem Hotel in Paralia Katerinis, Nomos Pieria (Foto: Lienau 1983).

Viele der zurückkehrenden Gastarbeiter (die Mehrzahl von ihnen kam aus der Landwirtschaft, sehr viele kehrten auch dorthin zurück) hatten aber auch gar nicht die Absicht, ihren Betrieb in dieser Weise auszubauen.

Diejenigen, die nach ihrer Rückkehr in Industriebetrieben der Region Beschäftigung fanden, waren nach einer vom Verf. zusammen mit der Universität Thessaloniki durchgeführten Untersuchung (Andrikopoulou et al. 1984) trotz ihrer in Deutschland erworbenen Fähigkeiten zumeist in untergeordneten Positionen als angelehrte und ungelernete Arbeitskräfte tätig. Sie hatten auch meist schlechtere Arbeitsverträge als die Nichtmigranten, was ebenfalls mit den verloren gegangenen Beziehungen aufgrund der langen Abwesenheit zu erklären ist. Da

Landbesitz und Rentenansprüchen aus dem Gastland den Lebensunterhalt mit absicherten, konnten sie sich oft auf schlechtere Arbeitsbedingungen einlassen.

Wenn Gastarbeiter in der Industrie als Unternehmer tätig wurden, dann insbesondere im Textil- und Bekleidungssektor

Die Gründe dafür, dass gerade hier griechische Gastarbeiter als Unternehmer tätig wurden, liegen vor allem darin, dass Unternehmungen in diesem Bereich meistens im Auftrag deutscher Firmen arbeiteten und damit die Auftragslage gesichert war, wenig Startkapital und Know-how erforderten und der (ehemalige) Gastarbeiter nicht nur Deutsch konnte, um sich mit dem Auftraggeber zu verständigen, sondern auch die Pläne (etwa Blaupausen für den Zuschnitt von Kleidungsstücken) lesen konnte.

Gastarbeiter aus Deutschland wussten außerdem um die Bedeutung von Pünktlichkeit der Lieferung und Qualitätsansprüchen an das Produkt. Die deutschen Auftraggeber lieferten, um bei dem Beispiel von Textil- und Bekleidungsindustrie zu bleiben, Stoffe und Blaupausen für den Zuschnitt per LKW nach Griechenland, und auf die gleiche Weise wurden die Fertigprodukte zurück gebracht.

Voraussetzung für die Verlagerung der Produktion aus Deutschland war die günstige Lohnstruktur in Griechenland, ein Faktum, das derzeit nicht mehr besteht und damit zu weiteren Produktionsverlagerungen in Billiglohnländern führte.

Ob das auch für die seinerzeit im Rahmen des o.g. Forschungsprojektes untersuchte Firma „Pasa Leder“ gilt, kann Verf. nicht sicher sagen. Jedenfalls war dieser Betrieb 2006 nicht mehr in Xanthi registriert. In einem 1983 vom Verf. geführten Interview stellte sich der Betrieb so dar:

Der Inhaber dieses Betriebes, der 1983 noch 170 Leute beschäftigte (1981 waren es 245 gewesen), hatte bereits, bevor er in Griechenland den Betrieb gründete, in Wiesbaden einen kleinen Betrieb für Lederbekleidung gehabt. Selbst nicht vom Fach – er hatte eine Ausbildung als Bauschlosser gemacht – war er zunächst Vertreter in der Branche. Da jedoch seine Frau als Schneiderin und Modellistin ausgebildet war, wagte er die Gründung eines eigenen Betriebes. Günstige Lohnkosten, Starthilfe des griechischen Staates und die

Übertragung eines größeren Auftrages eines deutschen Betriebes veranlassten ihn, nach Griechenland zu gehen. 1984 arbeitete er mit drei deutschen Firmen zusammen, für die er Auftragsarbeiten erledigte. Material und Schnitte wurden dafür von den deutschen Auftraggebern geliefert, Maschinen stellte er selbst. Kurios war die Materialbeschaffung: das Leder kam aus der Türkei (das griechische war seiner Aussage nach zu teuer), wurde per LKW an seiner Produktionsstätte vorbei in die Bundesrepublik transportiert, um von dort nach Griechenland in seinen Betrieb gebracht zu werden.

In diesem Betrieb arbeiteten einige Frauen als angelernte Kräfte, die vorher auch in Deutschland gearbeitet hatten. Der für die Überwachung und Wartung der Maschinen zuständige Techniker war Deutscher. Nach Ansicht des Inhabers waren seine Erfahrungen in Deutschland eine entscheidende Voraussetzung für die Betriebsgründung: er kannte die Wünsche der Verbraucher und die des deutschen Auftraggebers, was Pünktlichkeit und Qualität der Auftragsausführung betrifft. Die nordostgriechische Stadt Xanthi wählte er als Produktionsort, da er in der Nähe geboren und mit den örtlichen Verhältnissen vertraut war.

4. Auswirkungen griechisch-deutscher bzw. deutsch-griechischer Begegnung

Die große Zahl der in ihre Heimat zurückgekehrten Griechen, die in Deutschland gelebt und gearbeitet hatten, führte zu einer großen Verbundenheit vieler Griechen mit Deutschland. Die deutsche Sprache ist in Nordgriechenland vielleicht nicht Lingua franca, wird aber doch von vielen verstanden und gesprochen, so dass man als deutscher Tourist, der kein Griechisch kann, immer Möglichkeiten der Kommunikation findet.

Die Verbundenheit mit Deutschland (s. Abb. 5) drückt sich aber auch in vielfältiger anderer Weise aus: der bevorzugten Anschaffung deutscher Produkte von Haushaltsgeräten und anderem technischem Gerät bis hin zu in Deutschland angenommenen Essgewohnheiten.



Abb. 5: Die Farben Schwarz-Rot-Gold am Schornstein der von Gastarbeitern als Arbeitnehmersgesellschaft betriebenen Fähre von Alexandroupolis nach Samothraki (Foto: Lienau 1979).

Sucht man nach den Auswirkungen und Spuren der griechischen Gastarbeiterwanderung in Deutschland, dann findet man diese nicht nur in den zahlreichen noch in Deutschland lebenden Griechen (nach Angaben des Statistischen Bundesamtes waren es 2005 ca. 310.000), von denen viele als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen waren, sondern auch und besonders in vielen Gastarbeiterkindern, die in Deutschland geboren sind, dort bleiben wollen und vielfach angesehene Stellungen einnehmen. Als Beispiel dafür sei die Geschichte der Familie K. (Gespräch 2006) kurz erzählt:

Herr K. sagte im Gespräch im Oktober 2006, dass er schon als junger Mann habe auswandern wollen. Er stammt von der Ionischen Insel Lefkas im Westen Griechenlands und lebte von einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb, den er von seinen Eltern geerbt hatte. Sein Onkel, Bruder seines Vaters, war 1918 nach Amerika ausgewandert und hatte geschrieben, er solle auch dorthin kommen. Der Onkel starb aber und damit die Bezugsperson in Amerika. So wurde es Deutschland, als sich 1965 die Gelegenheit bot, als Gastarbeiter dorthin zu gehen. Bekannte von der Insel arbeiteten in Witten und bewegten ihn dazu, sich auch dorthin zu bewerben. Herr K. war damals 38 Jahre alt (geb. 1927) und hatte bis dahin mit seiner Familie (Frau und vier Kindern) von dem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb (2 ha, die bestellt waren mit Ölbäumen, Wein und Feldfrüchten; dazu ca. 15 Schafe) gelebt. Die Zweigstelle eines Anwerbebüros gab es in Preveza auf dem der Insel gegenüber liegenden Festland, mit dem Lefkas durch einen Damm verbunden ist. Für die Gesundheitskontrolle (nur gesunde junge Arbeitskräfte bekamen die Genehmigung zur Auswanderung) und den Vertragsabschluss musste er nach Athen. In Witten arbeitete Herr K. in verschiedenen metallverarbeitenden Betrieben. Zunächst wohnte er in einem Arbeiterwohnheim, dann in einer Wohngemeinschaft mit drei anderen Lefkadiern. 1969 wollte er Frau und Kinder nachholen. Da er mit seiner Frau in demselben Betrieb arbeiten wollte, bewarb er sich bei einer Firma in Lüdenscheid, wo Arbeitskräfte gesucht wurden. Die Einstellung seiner Frau als Arbeitskraft hatte er zur Bedingung für seine eigene Einstellung gemacht. Der Nachzug seiner Frau und seiner Kinder drohte aber zunächst daran zu scheitern, dass die Gesundheitsprüfung in Athen durch das Anwerbebüro negativ verlief: Frau K. war zu dünn! Erst auf einen Anruf hin von der Firma

in Lüdenscheid bei dem Anwerbebüro klappte es. So lebte die Familie nun in Lüdenscheid im Sauerland. Der älteste Sohn war damals 17 Jahre alt und schon vor der Mutter und den anderen Geschwistern nach Deutschland gekommen und hatte zeitweilig in demselben Betrieb in Lüdenscheid gearbeitet wie der Vater. Die Töchter waren damals 13 und 15 Jahre, der jüngste Sohn 5 Jahre. Lange blieb die Familie nicht so vollständig beieinander: der kleine Sohn wurde 1972, weil er nach dem griechischen Schulsystem erzogen werden sollte, zur Tante väterlicherseits nach Athen in Pension geschickt, wo er bis zu seinem Abitur nach 12 Jahren blieb, die Schwestern heirateten beide mit 19 und 17 Jahren Griechen aus Lüdenscheid und gründeten dort eigene Haushalte. Sie hatten ihre Grundschulausbildung noch in Griechenland abgeschlossen und damit der Schulpflicht genügt.

Das Leben der Familien war auf Rückkehr angelegt. Weder die Eltern noch die Töchter und ihre Ehemänner hatten in Deutschland Wohneigentum erworben. Das nicht für den Lebensunterhalt benötigte Geld legten sie auf Lefkas an. Dorthin fuhren die Eltern ebenso wie die Familien der Töchter auch jedes Jahr in den Ferien für mehrere Wochen. Das gab ihnen Kraft für das mühsame Leben in Deutschland und entschädigte etwas für das Wetter in Lüdenscheid. Das alte Haus der Familie auf Lefkas, das im Gebirge lag, wurde nicht mehr bewohnt aber nie aufgegeben. Vater K. hatte ein neues, großes inmitten seines in Meernähe gelegenen Olivenhaines gebaut, Die Töchter, die das unter landwirtschaftlichen Gesichtspunkten wertvollere Land am Gebirgshang geerbt hatten, hatten mit ihren Männern inzwischen ebenfalls eigene Häuser gebaut. Die Eltern K. kehrten 1990 als Rentner nach Lefkas zurück. Auch die älteste Tochter kehrte mit ihrem Mann 2006 nach Lefkas zurück. Wichtiger Grund für die Rückkehr war, dass sie sich um die Pflege der Eltern kümmern kann. Die zweite Tochter lebt noch mit Mann und dem älteren Sohn in Lüdenscheid, beabsichtigt aber ebenfalls nach Griechenland zurückzukehren. Ihr jüngster Sohn arbeitet bereits als erfolgreicher Elektriker in Lefkas (er ist so erfolgreich, dass er seinem ehemaligen deutschen Chef, dem es wirtschaftlich nicht so gut geht, den Vorschlag machte, nach Griechenland zu kommen).

Dass die Lebensplanung der Eltern und der Familien der Töchter und des ältesten Sohnes auf Griechenland ausgerichtet war, zeigt sich nicht nur in den vielen Heimatbesuchen der Familien und der Anlage

ihrer Ersparnisse, sondern auch im Sprachvermögen. Das Erlernen der deutschen Sprache wurde nicht als essentiell und lebensnotwendig für die Zukunft empfunden, und für den alltäglichen Gebrauch reichten geringere Kenntnisse. Erleichtert wurde dies dadurch, dass man mittels Satellitenschüssel in Deutschland mehrere griechische Fernsehprogramme empfangen kann.

Eine Ausnahme macht der jüngste Sohn, der nach dem Abitur 1982 in Athen nach Deutschland kam, sein Geld in verschiedenen Fabriken in Lüdenscheid, später als Kellner und in anderen Jobs verdiente und dann studierte. Seit Abschluss eines Studiums arbeitet er an der Universität als wissenschaftlicher Mitarbeiter.

Die Gastarbeiterwanderung bereitete auch den Boden für vielfältige Aktivitäten von Griechen in Deutschland, von denen die augenfälligsten sicher im Gastronomiebereich liegen. Griechische Restaurants finden sich heute in nahezu jeder Stadt und sogar in den ländlichen Räumen. Mit den Namen „Athen“, „Santorin“, „Ägäis“, „Zorbas“ und ähnlichen, die Deutsche mit Griechenland und dort verbrachten Ferien verbinden, sind sie zum Inbegriff griechischer Esskultur geworden (einer Esskultur, von der die Gastwirte meinen, dass Deutsche ihr Angebot dafür halten). Aber auch in vielen anderen Bereichen von Wissenschaft und Forschung bis hin zum Fußball sind Griechen in Deutschland tätig, Kinder und Enkel der Gastarbeiter studieren in diesem Land.

Für viele Deutsch-Griechische Gesellschaften, von denen es derzeit über 40 in Deutschland gibt, bereitete die griechische Arbeitsmigration mit den Boden. Waren die wenigen Deutsch-Griechischen Gesellschaften, die vor 1960 entstanden, vor allem philhellenisch und stark auf das antike Griechenland fixiert, so haben die seitdem neu gegründeten Gesellschaften immer auch das Ziel, integrativ zu wirken und zum Verständnis des neuen Griechenland beizutragen, dem viele Deutsche nicht nur auf Reisen in das Land, sondern auch in den hier lebenden Griechen begegneten.

Das drückt sich u.a. in den Satzungen vieler Gesellschaften aus.

So sind z.B. die satzungsmäßigen Ziele der 1977 gegründeten Deutsch-Griechischen Gesellschaft Münster *die Förderung des gegenseitigen Verständnisses, der Freundschaft und der Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Griechen in*

demokratischem Geist, die Förderung des Verständnisses für die griechische Kultur und für die Probleme Griechenlands, die Information einer breiteren Öffentlichkeit über griechische und deutsch-griechische Themen durch Vorträge, Ausstellungen und ähnliches, die Intensivierung der Kontakte zwischen Deutschen und Griechen im Raum Münster und das Einsetzen für die sozialen Belange der Griechen in Deutschland.

Einige derzeitige Vorsitzende oder im Vorstand der Gesellschaften tätige Griechen sind als Gastarbeiter oder deren Kinder nach Deutschland gekommen.

5. Bewertung der Gastarbeiterwanderung durch die Migranten und ihre Integration in Deutschland

Fragt man griechische Arbeitsmigranten danach, wie sie ihren oft langen Aufenthalt in Deutschland bewerten, so wird man fast ausschließlich positive Urteile hören: die Zeit habe sich gelohnt, man sei zufrieden gewesen, Deutschland sei schön und gut organisiert usf., was erstaunen muss angesichts der Mühen, die mit der Arbeit in Deutschland und den oft schlechten Lebens- und Arbeitsverhältnissen verbunden waren. Mit der positiven Beurteilung mag viel Selbstrechtfertigung verbunden sein, denn eine positive Bewertung des Aufenthaltes rechtfertigt die eigene Entscheidung, nach Deutschland gegangen zu sein. Viele Migranten konnten aber durch ihren Aufenthalt in Deutschland tatsächlich ihre Lebensverhältnisse nachhaltig verbessern, nicht nur durch Hausbau, die Möglichkeit, sich Konsumgüter zu leisten, die man sich sonst nicht hätte leisten können, die Anschaffung von Renditeobjekten, die Nebeneinkünfte sichern, sondern auch durch eine erarbeitete Rente vom deutschen Staat oder die Möglichkeiten, das deutsche Gesundheitswesen weiter in Anspruch nehmen zu können.

Die oft beengten und mühsamen Lebensbedingungen wurden überdies von vielen besser ertragen im Gedanken an den jährlichen Heimaturlaub und die engen telefonischen und postalischen Kontakte mit der Heimat, Kontakte, die von vielen auch nach der Rückkehr in die Heimat mit Verwandten und Freunden im ehemaligen Gastland aufrecht erhalten werden.

Die Integration der Griechen in die deutsche Gesellschaft erscheint weitgehend unproblematisch. Viele Kinder der ersten und zweiten Generation machten und machen überdurchschnittlich gute Schulabschlüsse. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass gerade bei den griechischen Jugendlichen sich die Schere weit öffnet und sich viele finden, die durch den Spagat der Eltern zwischen beiden Ländern durch das Raster fallen bzw. gefallen sind. Dieser Spagat äußert sich etwa in der Unentschiedenheit der Eltern für ein Schulsystem, das deutsche oder das griechische, oder im nachlassenden Erwerb der deutschen Sprache, was auch dadurch befördert wird, dass in vielen griechischen Familien ausschließlich oder überwiegend die griechischen Fernsehprogramme gesehen werden, was heute via Satellitenschüssel ohne weiteres möglich ist.

Fazit

Die griechische Gastarbeiterwanderung, als Wanderung auf begrenzte Zeit geplant, entwickelte sich zu einer Wanderung mit offenem Ausgang. Viele Griechen blieben viel länger als es ihre ursprüngliche Absicht war oder sogar für dauerhaft in Deutschland. Die Gastarbeiterwanderung bereitete den Boden für vielfältige Aktivitäten von Griechen in Deutschland, brachte Griechenland vielen Deutschen näher und entwickelte sich so zum Motor vielleicht der nachhaltigsten Begegnung von Deutschen und Griechen.

Literatur

Andrikopoulou, Eleni; Hermanns, Hartmut; Kafkalas, Grigoris; Lagopoulos, Alexandros Ph.; Lienau, Cay und Schulte, Reinhard: Industrialization, regional labour market and productive investment by remigrants in a peripheral region: the case of Thraki in Northern Greece. Münster 1984

Cerese, Francesco: Expectations and reality: a case study of return migration from the United States to Southern Italy; in: International Migration Review 8, 1974, S. 245 – 264.

Dietrich, Helmut: Ausländerpolitik in der BRD Deutschland; in: Projekt Migration 2005, S. 290 ff.

Gogos, Manuel: Licht des Mittelmeers, Dunkelheit unter Tage: Industriearbeit und Arbeitsmigration; in: Projekt Migration 2005, S. 382 – 387.

Gogos, Manuel: Überblendungen. Deutsche Besatzung in Griechenland und die griechische Arbeitsmigration nach Deutschland; in: Projekt Migration 2005, S. 822 – 823.

Hermanns, Hartmut und Lienau, Cay: Rückwanderung griechischer Gastarbeiter und Regionalstruktur ländlicher Räume in Griechenland. Berichte aus dem Arbeitsgebiet Entwicklungsforschung 10, Münster 1982.

Karakatyali, Serhat und Tsianos, Vassilis: Die Figuren der Migration; in: Projekt Migration 2005, S. 416 – 421.

Kolodny, Emile: Samothrace sur Neckar, des migrants Grecs dans l'agglomération de Stuttgart. Aix en Provence 1982.

Lichtenberger, Elisabeth: Gastarbeiter, Leben in zwei Gesellschaften. Wien-Köln-Graz 1984.

Lienau, Cay: Remigration – was danach? Das Beispiel Griechenland; in: Geogr. Rundschau 35, 1983, S. 67 – 72.

Lienau, Cay: Zurückgekehrte Gastarbeiter im Industrialisierungsprozess in Griechisch-Thrakien; in: Hellenika 1984, S. 125 – 142.

Lienau, Cay: Rückkehr oder Verbleib? Die Struktur griechischer Remigrationsgebiete als Faktor für die Rückkehrentscheidung von Gastarbeitern; in: Münstersche Geogr. Arb. 26, 1987, S. 239 – 249.

Projekt Migration, herausgegeben vom Kölnischen Kunstverein, DOMit (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland Köln), Inst. f. Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Univ. Frankfurt/M. u. Inst. f. Theorie der Gestaltung und Kunst, HGK Zürich. DuMont Köln 2005.

Rass, Christoph: Die Internationalisierung des Faktors Arbeit in Europa vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Ölpreisschock 1973; in: Projekt Migration 2005, S. 354 – 365.

Senad, Hadzic und Munoz Sanchez, Antonio: Kalter Krieg und Migration; in: Projekt Migration 2005, S. 36-41.

Wallraff, Günter: Ganz unten. Köln 1985.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Deutsch-Griechische Begegnungen seit der Aufklärung, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5, Münster 2006

Die Brücke von Rion

Georgios Makris, Bochum / Münster

Die Idee, eine Brücke zwischen der Peloponnes und dem südlichen Zentralgriechenland zu bauen, die Küste Achaias im Süden mit der Küste Ätoliens im Norden bei Rion zu verbinden, stammt ursprünglich vom französischen Archäologen (und umstrittenen Indogermanisten) Emile Burnouf und wird ihm vermutlich bei einer beschwerlichen Fahrt zwischen Delphi und Olympia übers Meer in den Sinn gekommen sein. Sagenumwoben und geschichtsträchtig ist der Platz bei Rion allemal. Um nur zwei Begebnisse zu nennen: Die Fürstengeschlechter der Peloponnes ließen in der Antike ihre Hofdichter die Rückkehr der Herakliden über die Meerenge auf die Halbinsel besingen nicht nur für literarische Zwecke, sondern auch um ihrer eigenen, der angeblichen Nachkommen des Herakles, Herrschaft Legitimation zu verschaffen. 1571 wiederum wurde dort die größte Seeschlacht der frühen Neuzeit, die von Lepanto mit 40000 Toten geschlagen.



Abb. 1. Der Golf von Korinth (Satellitenaufnahme, vor 2004)

Den Einfall Burnoufs griff gerne der visionäre griechische Staatsmann Charilaos Trikoupis auf und brachte ihn als Vorschlag im Parlament in Athen mit den Worten ein „nicht in irgendeiner unbedeutenden Veröffentlichung, sondern in der *Revue des deux mondes* schlägt der prominente Gelehrte Burnouf vor, die beiden Seiten der Meerenge miteinander zu verbinden“. Trikoupis, der in sieben turbulenten Amtszeiten als Premier nicht weniger als 3000 km Straßen bauen und 700 km Eisenbahngleise hatte verlegen lassen, gab dann 1889 Pläne zum Bau einer Brücke über den Golf von Korinth bei Rion in Auftrag. Allerdings war Trikoupis' Vision eine militärische; seiner Vorstellung nach hätte die bevorstehende Expansion des griechischen Staatsgebiets, dessen Nordgrenze damals der Süden Thessaliens bildete, in Richtung Nordwesten zu erfolgen, weswegen einer Brückenverbindung zwischen der Peloponnes und dem Festland eine kardinale Rolle zukommen könnte. Die von Trikoupis beauftragten Fachleute mussten allerdings bald vor den örtlichen Schwierigkeiten kapitulieren und die Idee als technisch nicht durchführbar zurückweisen: Die Breite des Golfs von Korinth beträgt auch an dieser seiner engsten Stelle immerhin noch 2,5 km. Außerdem ist das Wasser bis zu 65 Meter tief, es gibt sehr starke Strömungen und es kommt in der Region immer wieder zu größeren Erdbeben und heftigen Stürmen, so die Begründung.

Ein Jahrhundert später kam die griechische Ingenieurkammer nach einer erneuten Untersuchung wieder zu dem Ergebnis, das Brückenbauvorhaben sei an dieser Stelle undurchführbar. Das größte unter den aufgezeigten Hindernissen waren jetzt die unzureichenden Gründungsverhältnisse auf dem Meeresboden. Der Golf von Korinth erstreckt sich in Ostwestrichtung, während die anderen größeren Meeresbuchten Griechenlands parallel zu den Gebirgsketten vom Nordwesten nach Südosten verlaufen. Außerdem fällt auf, dass der Nordküste der Peloponnes keine Inseln vorgelagert sind. Beides liegt daran, dass die Halbinsel früher mit dem Festland ein Massiv bildete, bis unter dem Einfluss von Plattenverschiebungen der Boden sank und der Golf von Korinth als langer und bis zu 850 Metern tiefer tektonischer Beckengraben entstand. Die Verschiebungen dauern bis zum heutigen Tag an, der Graben öffnet sich mit einer

Geschwindigkeit von bis zu drei Millimetern im Jahr, genauer gesagt driftet die Peloponnes vom Festland gen Süden weg. Darüber hinaus ist die Region eine der aktivsten Bruchzonen der Welt, weswegen es bei einem heftigen Beben im Extremfall gleich zu einer Bewegung der Halbinsel von bis zu zwei Metern kommen kann.

Zwar ist der Golf heute eine an der Meerenge von Rion in Richtung Westen offene Seebucht, doch war er vor geologisch nicht allzu langer Zeit, vor fünfzehn Millionen Jahren ein Binnenmeer, dessen westliches Ufer die Landbrücke war, die jetzt den Meeresboden an der Wasserstraße von Rion bildet. Die durch das Klima, zum Beispiel durch Eiszeiten, ausgelösten Schwankungen des Meeresspiegels hatten zur Folge, dass die Landbrücke wiederholt unter Wasser sank und Mal für Mal wieder auftauchte als Flussmündung, subtropischer Wald, Prärie oder Sumpf. Der gesamte Untergrund besteht daher heute aus Klei, Sand, Geröll und Schlick, Ablagerungen, die schon ein mittelschweres Erdbeben in eine in sich wackelnde Bewegung bringen kann; selbst bei 100 Meter tiefen Bohrungen stießen die Ingenieure auf keinen tragfähigen Baugrund, auf keinen Fels. Ein weiteres Problem war, dass die Brücke eine Höhe von über 50 Metern und eine große Spannweite haben musste, um auch größere Schiffe passieren lassen zu können, ist doch der Schiffsverkehr nicht zuletzt infolge der Öffnung 1893 des Kanals von Korinth sehr stark. Die griechische Ingenieurkammer erstellte ihr wenig optimistisches Gutachten 1992. Zwölf Jahre später, 2004, stand die Brücke über den Golf von Korinth bereits, sie nennt sich offiziell Charilaos Trikoupi-Brücke.

Das 771 Millionen Euro-Projekt finanzierten zu je 45% der griechische Staat und eine Gruppe, die von der EU-eigenen Luxemburger Investitionsbank geleitet wurde, sowie zu 10% der Konstrukteur. Bei der Ausschreibung hatte sich zunächst der Vorschlag von Krupp-Thyssen, eine Hängeseilbrücke mit nur zwei Pylonen und einer Rekordspannweite von 1100 Metern zu bauen, als der beste erwiesen: Er erhielt 17 aus 20 möglichen Punkten, während der zweitbeste Entwurf, jener des von der Firma Vinci geführten französisch-griechischen Konsortiums Gefyra, 13,5 Punkte bekam. Sobald allerdings Krupp-Thyssen auch seinen Kostenvoranschlag offengelegt hatte, bekam Gefyra den Auftrag.



Abb. 2. Die Brücke von Rion (Ansicht vom Nordwesten)

Die eigentlichen Bauarbeiten fingen im Jahr 2000 an. Da, wie wir gesehen haben, eine Verankerung der Fundamente im Meeresgrund nicht in Frage kam, entschied man sich für eine sonst beim Bau von Ölplattformen im Meer angewandte (und sonst auch aus der Lagunenstadt Venedig bekannte) Methode: Um den Boden an den Stellen für die vier vorgesehenen Pfeiler zu stabilisieren, ramnte man an diesen Punkten Hunderte Metalleinsätze ein, Stahlpfähle, die 30 Meter in die Tiefe ragen. Man bedeckte dann die Stellen mit je einer drei Meter mächtigen, festen Linse aus Kies und planierte sie anschließend absolut eben - alles von der Meeresoberfläche aus, ohne den Einsatz von Tauchern. Unterdessen baute man in einem Trockendock die Basen, die „Füße“ der Pfeiler mit einem Durchmesser von 90 Metern und somit mit der Fläche, jeder einzelne Fuß, eines Fußballstadions.

Danach wurde das Dock geflutet und Schlepper zogen die schwimmfähigen, weil innen hohlen Betonkästen aufs Meer. Dort wurde auf den Pfeilern weitergebaut. Je höher diese wuchsen, desto tiefer versanken sie durch ihr Eigengewicht im Meer, bis sie den Boden erreichten. Anschließend erbaute man auf den Pfeilern die

pyramidförmigen Pylone und brachte an ihrer höchsten Stelle, 225 Meter hoch, wovon 160 über dem Wasser, die Metallvorrichtungen an, von denen sich die insgesamt 386 stählernen Seile auffächern.



Abb. 3. Bau einer Pfeilerbasis im Trockendock

An der Auffahrt der Brücke auf der südlichen, der Rion-Seite, wurde eine Dehnfuge installiert. Sie gleicht die übliche, durch die Hitze bedingte Ausdehnung, die bei der Rion-Brücke im Normalfall in der Längsrichtung bis zu 2,5 m. betragen kann, aus und ist darüber hinaus in der Lage, im Falle von tektonischen Stößen durch ein System von Metallplatten, die dann wie die Zinken von Kämmen in Hohlräume eingreifen würden, eine Verschiebung der Brücke in südliche Richtung von bis zu 5 m aufzufangen. Selbst gegen ein Erdbeben der Stärke 7, welches in der Region statistisch alle 2000 Jahre vorkommt, ist die Brücke gewappnet, die Fuge soll sogar selbst nach einem solchen Millenium-Erdstoß für Rettungsfahrzeuge passierbar bleiben. Freilich sind Erdbeben nicht dafür bekannt, die Erdkruste immer nur in eine, hier in nordsüdliche Richtung zu erschüttern, weswegen die Dehnfuge Querbewegungen in jede Richtung ausgleichen können muss. Das Unternehmen Maurer Söhne hat dafür Schwenktraverse, riesige blaue Stoßdämpfer entwickelt und in München gebaut, die

Verformungen aus allen Richtungen aufnehmen können und selbst ein seitliches Ausschwingen der Fahrbahn von bis zu 3,5 m zulassen.

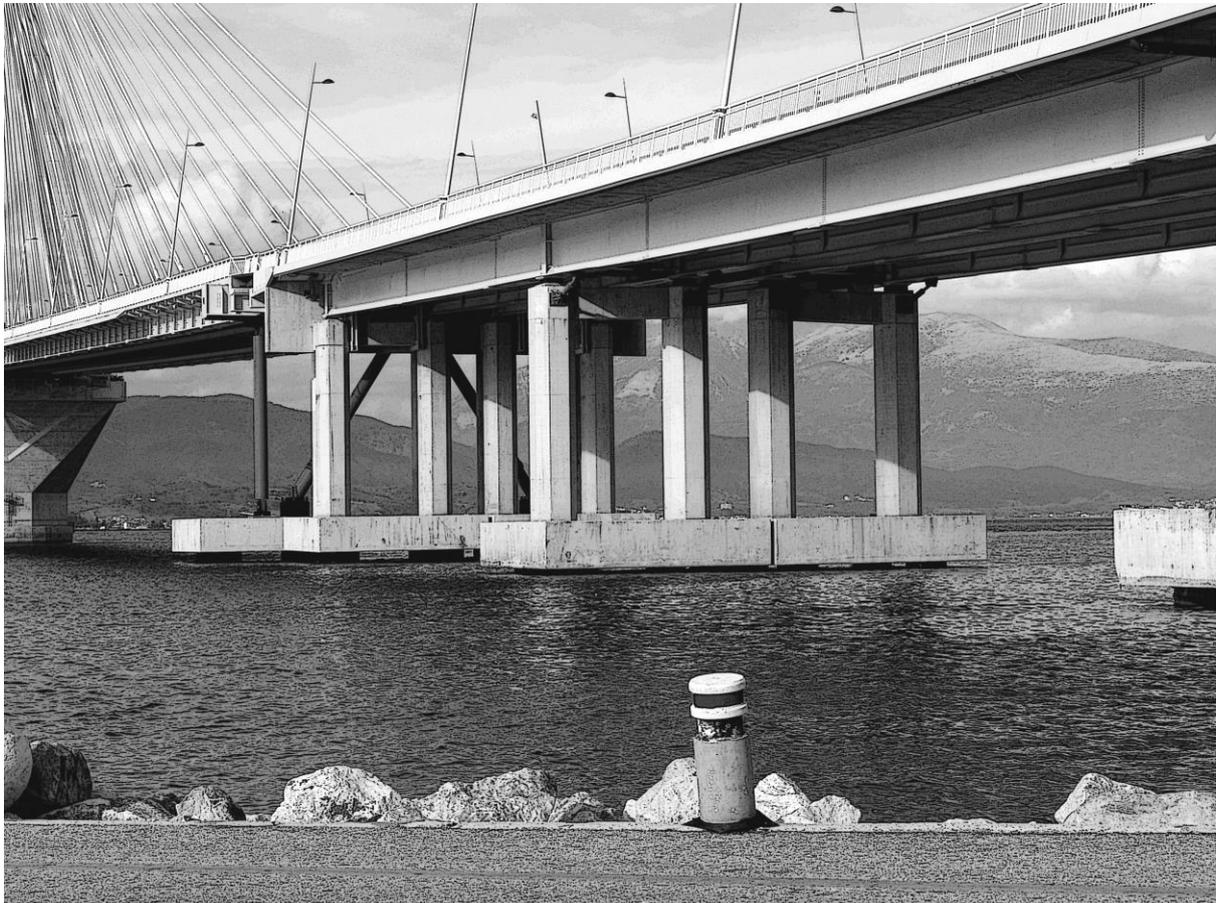


Abb. 4. Dehnfuge von unten und Stoßdämpfer, Ansicht vom Nordwesten

Die Fahrbahn besteht aus vorgefertigten, jeweils an zwei Seilen hängenden Stahl- und Betonelementen. Ende Mai 2004, nach nur vierjähriger Bauzeit, ohne einen Tropfen Blut, ohne Unfälle, ein halbes Jahr vor dem ursprünglich für Heiligabend 2004 vorgesehenen Fertigstellungstermin, konnte die letzte Lücke des Tragwerks geschlossen werden. Somit war die Landverbindung von Rion nach Antirion, die Vision von Burnouf und Trikoupi endlich Wirklichkeit geworden.

Die Gesamtlänge der Brücke beträgt 2.883 Meter, wovon die Hauptspannweiten zwischen den Pfeilern 3 x 560 Meter ausmachen. Sie ist somit die längste Schrägseilbrücke der Welt.

Am 7. August 2004, nicht ganz ohne aktuellen Anlass, unmittelbar vor der Eröffnung der Olympischen Spiele von Athen, wurde die Brücke

durch ein grandioses Feuerwerkspektakel eingeweiht unter großer Anteilnahme der örtlichen Bevölkerung. Soll doch das Vorzeigebauwerk nicht nur die Entwicklung der westlichen Hälfte Griechenlands vorantreiben, sondern auch das wenige Jahrzehnte zuvor noch überwiegend agrar geprägte Bewusstsein ändern und den Fortschrittsglauben der Region stärken. Tags darauf überquerte das olympische Feuer auf seinem Weg zur Eröffnung der Spiele in Athen die Brücke, einer der drei Fackelträger war Otto Rehagel. Im April 2005 erhielt die Rion-Brücke die weltweit wohl höchste Auszeichnung für hervorragende, innovative Bauwerke, jene der American Society of Civil Engineers, die zum ersten Mal einer Konstruktion außerhalb der USA vergeben wurde.

Die Charilaos Trikoupis-Brücke ist in der Tat eine ungewöhnliche Konstruktion, jedoch nicht das Ende allen Brückenbaus. Unweit vom Korinthischen Golf, in nicht minder sagenumwobener und geschichtsträchtiger alteuropäischer Landschaft, sind demnächst die beiden Ungeheuer, die Odysseus zu schaffen machten, Charybdis und Skylla daran, gebändigt zu werden; es soll das bislang gigantischste Projekt in der Geschichte des Brückenbaus, eine Hängeseilbrücke mit einer Spannweite von 3.300 Metern an der Wasserstraße von Messina entstehen, ein fast 5 Milliarden Euro-Projekt. Doch genug der Superlative. Am Brückenbau von Rion gibt es doch etliche technische, ökonomische und ökologische Aspekte, bei denen Fragezeichen angebracht sind: Bedurfte es in Rion einer Brücke? Wird die Brücke jemals eine wichtige Verkehrsverbindung werden? Wie will die Technik, auch die Technikbegeisterung aller Beteiligten, mit Zwischenfällen wie dem Brand an einem Seil und dessen Bruch am 27. Januar 2005 fertig werden? Eine Untersuchungskommission meinte in ihrem am 28.04.2006 veröffentlichten Bericht (dem freilich eine gewisse Häme nicht abzusprechen ist), dass das Feuer nicht das Ergebnis eines Blitzschlags sei, wie der Brückenkonstrukteur und Brückenbetreiber voreilig vorgab, sondern von Materialfehlern. Hat die Kommission recht, kann es an den hoch beanspruchten Seilen, die man in zusätzlich mit einer Kunststoff suspension aufgefüllten Hüllrohren gesteckt hat, zu weiteren Zwischenfällen dieser Art kommen. Dann: Lohnt es sich langfristig für den griechischen Staat und für die EU, ein Konstruktionsprinzip - den Bau von

Schrägseilbrücken – mitfinanziert zu haben, das zwar prämiert wurde, womöglich jedoch überholt ist, wie einschlägige Ingenieurkreise behaupten und selbst weltweit gespielte, kritische Filmdokumentationen (etwa *Building bigger*) meinen? Hatte es bei der Finanzierungszusage seitens der EU eine Rolle gespielt, dass sie während der jugoslawischen Kriege in den neunziger Jahren des 20. Jhs. gemacht wurde, obwohl der Vorstand der Europäischen Investitionsbank kurz davor spöttisch bemerkt hatte, er wäre nicht bereit so viel Geld auszugeben, nur um zwei Dörfer (gemeint waren Rion und das am anderen Ufer liegende Antirion) miteinander zu verbinden? Hat die EU aus Angst vor einer Absperrung der Landeswege zum Nahen Osten gehandelt und ist sie dabei voreilig aktionistischen griechischen Politikern entgegengekommen? Lohnt es sich des weiteren für den griechischen Staat, vertragliche Verpflichtungen eingegangen zu sein und der Gefyra A.G. Konditionen genehmigt zu haben, die u.a. ihn 2005 dazu brachten, vereinfacht berechnet, die Überfahrt eines jeden Fahrzeuges mit sage und schreibe ca. 300,00 € subventionieren zu müssen? Besteht ein indirekter Zusammenhang zwischen der Verleihung des - allemal verdienten - amerikanischen Ingenieurpreises an die Brücke von Rion und der Tatsache, dass Vincy, das Mutterkonzern von Gefyra AG, mehrheitlich einem großen amerikanischen Autobauer gehört? Doch ist die Beantwortung dieser und weiterer ähnlicher Fragen nicht Gegenstand des vorliegenden technik- und kulturgeschichtlichen Beitrags, dessen Abschluss ein weiterer Aspekt, nämlich die Ästhetik bilden soll.

Die Charilaos Trikoupis-Brücke ist formschön in ihrer Funktionalität. Für den Pont neuf in Paris etwa oder für die Tiberbrücken gilt nicht unbedingt, für die Brücke von Rion aber sehr wohl, dass die Form sich der Funktion, den technischen Reglements unterordnen musste. Je widriger die Gegebenheiten waren, die die Ingenieurkunst des Projektleiters Gilles de Maublanc zu überwinden hatte, umso mehr Anerkennung verdient die sauber ausgeführte Brückenästhetik, die der künstlerische Hauptplaner, der in Frankreich arbeitende Architekt Berdj Mikaelian entwickelte, waren doch dessen Gestaltungsmöglichkeiten etwa hinsichtlich des Umfangs der Pfeiler minimal. Im Spannungsfeld zwischen Stahlbeton und Architektur verjüngte Mikaelian die Konstruktion nachts durch die Beleuchtung

von unten und ansonsten durch das kluge, die Eintönigkeit aufhebende Spiel von Hellgrau, Dunkelgrau und Gelb. An erster Stelle verdient indes die geometrisch prägnante, verhalten konstruktivistische Architektur Mikaelians Anerkennung fürs Einfügen und -binden der Brücke in ihre Umgebung dadurch, dass sie Formen und Rhythmus der Berge, überhaupt der Landschaft um die Wasserstraße von Rion symmetrisch wiederholt.

Nachweis der Abbildungen

Abb. 1. (Satellitenbild des Golfs von Korinth) nach Google Earth, Bildbearbeitung Verfasser.

Abb. 2., 3. und 4. Verfasser

Literatur in Auswahl

Τεχνική επίσκεψη στο εργοτάξιο κατασκευής της ζεύξης Ρίου - Αντιρίου (= Δεύτερο πανελλήνιο συνέδριο λιμενικών έργων : Αθήνα 20-23 Νοεμβρίου 2000), ο.Ι., ο.Ο. [Technikerbegehung der Brückenbaustelle Rion-Antirion (= 2. Kongreß der griechischen Hafenbaukonstrukteure : Athen 20.-23. November 2000)].

Ζεύξη Ρίου - Αντιρίου : ένα μεγάλο όραμα, ένα μεγάλο έργο [Die Wasserstraße von Rion – Antirion überbrücken : Eine großartige Vision, ein grandioses Bauwerk], ο.Ι., ο.Ο.

BROWN, D.J., *Bridges*, London 2005 [deutsche Ausgabe: *Brücken. Kühne Konstruktionen über Flüsse, Täler, Meere*, München 2005, S. 190-191).

SLABES, L. u. E. SPATHARE, *Ζεύξη Ρίου - Αντιρίου : Η Περιπέτεια μιας Γέφυρας* [Die Wasserstraße von Rion - Antirion überbrücken : Ein Brückenbau als Abenteuer], Athen 2005 (KAPON, ISBN 960-7037-75-8, vorgesehen sind auch eine englische und eine französische Ausgabe des Buches).

www.gefyra.gr (offizielle Seite der Gefyra AG).

www.bestofsicily.com/mag/art56.htm (20.2.2006).

http://de.wikipedia.org/wiki/Bild:Karte_Rion-Antirion-Bruecke.png (15.2.2006).

<http://www.3sat.de/3sat.php?http://www.3sat.de/hitec/magazin/71636/> (16.2.2006).

http://www.gefyra.gr/English/Rion_Full_big.htm# (16.2.2006).

http://www.bernd-nebel.de/bruecken/3_bedeutend/harilaos/harilaos.html (16.2.2006).

G. Höhler, „Brückenschlag gegen Wasser, Wind und Beben“ (Artikel: Report, vom 17.06.2004): <http://www.pnp.de/journal/> ... (21.2.2006).

Text des Vertrags zwischen der Gefyra AG und dem griechischen Staat in: *Griechisches Gesetzesblatt* (ΕΦΗΜΕΡΙΣ ΤΗΣ ΚΥΒΕΡΝΗΣΕΩΣ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΔΗΜΟΚΡΑΤΙΑΣ), Nr. 71/24.04.1996, S. 1083-1170.

Bericht der Untersuchungskommission zum Seilbrand und –bruch vom 27.01.2005 u.a. in der Athener Tageszeitung *To Vima* (ΤΟ ΒΗΜΑ), Nr. 14773 (28.05.2006).

CHOREGIA - Münstersche Griechenland-Studien
herausgegeben von Horst-Dieter Blume und Cay Lienau,
Münster 2002 ff., Buchhandelspreis € 12,- Abonnement €
8,-.

Choregia 1, Münster 2002, ISBN 3-934017-01-0 Inhalt:

Lienau, Cay: Anastasios Katsanakis.

Blume, Horst-Dieter: Die Wiederentdeckung der antiken Theater Griechenlands als Spielstätten.

Chatzipanagioti-Sangmeister, Julia: Von Kassel nach Chios: Wege und Werke von Friedrich Wilhelm Murhard (1778-1853).

Dimadis, Konstantinos A.: Kunst und Macht: Bemerkungen zu drei Reisebüchern von Nikos Kazantzakis.

Dimas, Stephanie: Obsessionen- große archäologische Entdeckungen in Griechenland im 20. Jahrhundert.

Eideneier, Hans: Neugriechenland in Neueuropa - eine kulturgeschichtliche Nachlese.

Emrich, Gerhard: Topos und Variation im griechischen Widerstand

Funke, Peter: Das antike Griechenland: eine gescheiterte Nation? Zur Rezeption und Deutung der antiken griechischen Geschichte in der deutschen Historiographie des 19. Jahrhunderts.

Hahn, Karl: Griechenland und die europäische Identität.

Kahl, Thede: Entstehung und Wandel einer städtischen Musikkultur Griechenlands - Die Rembétika.

Kallis, Ines: Der Aufbruch in die Moderne: Griechische Politik von 1974 bis zum Eintritt in die Europäische Währungsunion.

Katsaros, Gerassimos: Die Landwirtschaft in der nordostgriechischen Region Anatoliki Makedonia, Thraki. Situation – Probleme – Perspektiven.

Kepetzi, Ekaterini: Von Liebe, Wein und Lebenslust – Jean-Léon Gérôme: ‚Anakreon, Bacchus und Amor‘

Kraft, Ekkehard: Vom Schwarzen Meer an die Ägäis. Das Schicksal der Pontosgriechen.

Lienau, Cay: Staatssymbolik auf griechischen Briefmarken.

Makris, Georgios Die Wolke macht er sich zum Roß, den Stern zu Zaum und Zügel. Das Volkslied vom toten Bruder

Metzler, Dieter: Diogenes – Kyniker oder Sufi? Außenseiter und Randgruppen im antiken Griechenland.

Mylonaki, Ioanna: Ein Tierschutzverein in Chania (1884-1892) im Schatten der "Kretafrage".

Spiliotis, Susanne-Sophia: Metaxas-Lektüre: Zu den theoretischen Grundlagen der Metaxas-Diktatur, 1936-1941.

Choregia 2, Münster 2004, ISBN 3-934017-03-7, Inhalt:

Blume, Host-Dieter: Ödipus, der Rätsellöser.

Emrich, Gerhard: Begegnung mit der gegenwärtigen Vergangenheit: Giorgios Seferis' Ionische Reise.

Katsanakis, Anastasios: Vom lang währenden Charme der Barbaren – Zur Wirkung und Rezeption des Gedichts „Warten auf die Barbaren“ von Konstantinos Kavafis (1863 – 1933).

Spiliotis, Susanne-Sophia: Griechenland in Amerika – Überlegungen zur Griechischen „Diaspora“ in den USA im 20. Jahrhundert.

Schäfer, Jörg: ‚Herausgerissen aus dem Hellenentum‘ – neue Übersetzung und Kommentar zu einem Gedicht von Konstantin Kavafis.

Lienau, Cay: Leben in Griechenland 1834 und 1835 – die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen der Bettina Schinas, geb. v. Savigny.

Auernheimer, Gustav: Politik und politische Kultur in Griechenland – ein Spannungsverhältnis.

Eideneier, Hans: Griechisch im dritten Jahrtausend.

Choregia 3, Münster 2005, ISBN 3-934017-04-5, Inhalt:

Nieswandt, Heinz-Helge: Olympia in Münster – eine Beschreibung der Einrichtungen für Sportler und Zuschauer im antiken Olympia anhand des Modells von Friedrich Korfsmeier.

Theotikou, Maria: Ekecheiria. Zur Institution des sog. Olympischen Friedens in der griechischen Antike.

Lambrou, Athanasius: Die Waffen sollen während der Olympischen Spiele wieder ruhen.

Blume, Horst-Dieter: Pindars Oden für Olympioniken.

Decker, Wolfgang: Idee und Wirklichkeit Olympischer Spiele in Griechenland im 19. Jahrhundert.

Makris, Georgios: John Schmitt (1856 – 1906).

Lienau, Cay: Grüne Hügel und liebliche Fluren zwischen Meer und Hochgebirge – die Landschaft von Olympia.

Choregia 4, Münster 2006, ISBN 3-934017-05-3, Inhalt:

Katsanakis, Anastasios: Vertraut und doch unbekannt – Reisekultur und die Wiederentdeckung Griechenlands. Eine Skizze.

Horst-Dieter Blume: Dion von Prusa. Reisen bis an die Grenzen der griechischen Welt.

Marie-Elisabeth Mitsou: Bruchstücke des Alltagslebens im Athen König Ottos. Die Tagebücher und Briefe von Christiane Lüth und Bettina Schinas-v. Savigny.

Niki Eideneier: Wohin ich auch reise

Daniel Bertsch: Anton Prokesch von Osten und Griechenland. Vom Kriegsberichterstatter des griechischen Freiheitskampfes zum ersten österreichischen Gesandten.

Gerhard Emrich: Der kritische Blick des Liebhabers: Karl Krumbachers „Griechische Reise“ (1884 – 85).

Klaus Freitag und M. Tieke: Die bibliographische Datenbank „Hellas“ und ihre Bedeutung im Rahmen der historischen Landeskunde des antiken Griechenland.

Georgios Makris: Thessalonike – Konstantinopel und zurück: Die Schiffsreise des Thomas Magistros im 14. Jahrhundert.

Cay Lienau: Alfred Philippson – Geograph und Forschungsreisender in Griechenland am Ende des 19. Jahrhunderts.

Thede Kahl: Ein Leipziger Balkanologe in den Bergen Makedoniens, Thessaliens und des Epirus – die Reisen des Gustav Weigand am Ende des 19. Jahrhunderts.

Autoren und Herausgeber von Choregia 5

Blume, Horst-Dieter, Prof. Dr., Universität Münster, Institut für Altertumskunde, Domplatz 20-22, 48143 Münster. E-Mail: blumehd@uni-muenster.de.

Deter, Ismene, Dpl. Bibl., Im Langenfeld 25a, 61350 Bad Homburg v.d.H., Tel. 06172-390387.

Emrich, Gerhard, Dr., Seminar f. Neugriechische und Byzantinische Philologie der Universität Bochum, 44780 Bochum.

Henrich, Günter, S., Prof. Dr., Burgwedeltwiete 17, 22457 Hamburg, Tel./Fax 04055007887, Email: henrich@rz.uni-leipzig.de

Katsanakis, Anastasios; M.A., Arbeitsstelle Griechenland an der Universität Münster, Schlaunstr. 2, 48143 Münster, und Westbarthausenstr. 67, 33775 Versmold, Tel. 05423-3272.

Kepetzis, Ekaterini, PD Dr., Kunsthistorisches Institut der Universität, An St. Laurentius 8, Albertus-Magnus-Platz 50923 Köln, Email: ekaterini.kepetzis@freenet.de.

Lienau, Cay, Prof. Dr., Institut für Geographie der Universität Münster, Robert-Kochstr. 26, 48149 Münster. Email: lienau@uni-muenster.de.

Makris, Georgios, Prof. Dr., Ruhr-Universität Bochum, Seminar für Neugriechische und Byzantinische Philologie, 44801 Bochum und Seminar für Byzantinistik der Universität Münster, Platz der Weißen Rose, 48151 Münster. Email: Georgios.Makris@ruhr-uni-bochum.de.

Matthiessen, Kjeld, Prof. Dr., Beim Stadthof 11, 23562 Lübeck, Tel. 0451-503962, Email: kjeldmatthiessen@hotmail.com

Ribbat, Ernst, Prof. Dr. Dr.h.c., Germanistisches Institut der Universität, Domplatz 20-22, 48143 Münster, priv. Doornbeckerweg 19, 48161 Münster, Tel. 0251-866180.

Senff, Reinhard, Dr. , Deutsches Archäologisches Institut (DAI) Athen, Fidiou 1, GR- 10678 Athen, Email senff@athen.dainst.org.